Internationale Zeitschrift
für
Individualpsychologie

Arbeiten aus dem Gebiete der
Psychotherapie, Psychologie und Pädagogik

Herausgegeben von Dr. ALFRED ADLER
unter ständiger Mitwirkung von Dr. LEONHARD SEIF (München), Dr. FRITZ KÜNKEL (Berlin), Dr. WILHELM FÜRNROHR (Nürnberg), Direktor HERMANN WEISKOPF (München).

3. Jahrgang | November-Dezember 1925 | Nr. 6

Inhalt: **Psychologie der Frau**

ERSCHEINT ZWEIMONATLICH

ABONNEMENTSPREISE:

Für Österreich: ganzjährig Schilling 16·—. Für Deutschland: Mark 10·—. Für die übrigen europäischen Staaten: Mark 10.— oder der Gegenwert.

Für die überseeischen Staaten: Dollar 3·—.

PREIS DIESES HEFTES:

Schilling 5·— oder Mark 3·—; für die überseeischen Staaten Dollar 1·—.

Österreichisches Postsparkassen-Scheckkonto: 198.971. — Postscheckkonto für Deutschland: 47.007, Postscheckamt München

REDAKTION UND ADMINISTRATION:
WIEN, VI., JOANELLIGASSE 6

VERLAG INDIVIDUALPSYCHOLOGIE WIEN
VERLAGSBUCHHANDLUNG MORITZ PERLES, WIEN, I., SEILERGASSE 4
Für England und Amerika: Kegan Paul, Trench, Trubner & Co., Ltd., London

STÄNDIGE MITARBEITER

DER INTERNATIONALEN ZEITSCHRIFT FÜR INDIVIDUALPSYCHOLOGIE:

Dozent RUDOLF ALLERS (Österreich), ALFRED APPELT (München), Prof. FELIX ASNAOUROW (Argentinien), RICHARD BAYER (Österreich), FERDINAND BIRNBAUM (Österreich), Prof. JURII W. CANNABICH (Rußland), J. VERPLOEGH CHASSÉ (Holland), Prof. DELGADO (Peru), Dr. DELTA (Griechenland), Dr. CHRISTO DUTSCHEWITSCH (Bulgarien), ANGELA ESSLEN (München), Dr. ALICE FRIEDMANN (Österreich), Prof. CARL FURTMÜLLER (Österreich), Miss MAY JACOBS (Boston, Mass., U. S. A.), Dr. BRUNO KRAUSE (Dortmund), Dr. PAUL KURZWEIL (Ungarn), IDA LÖWY (Österreich), Dr. HUGO LUKACS (Österreich), Dr. STEPHAN v. MADAY (Ungarn), MARGARETE MINOR (Österreich), Prof. HEINRICH MUTSCHMANN (Dorpat), Dr. OTTO NÄGELE (München), Dr. CARL NOWOTNY (Österreich), WILLIAM NUTTALL, B. Sc. Techn. (Rochdale, England), Prof. D. E. OPPENHEIM (Österreich), Dr. CESAR RUSSO (Österreich), Dr. ELEONORE RIENIETS (Hamburg), Dr. J. SCHOO (Den Haag), Dr. ELSE SUMPF (München), Dr. EUGEN SCHMIDT (München), HEDWIG SCHULHOF (Tschechoslowakei), Dozent OSWALD SCHWARZ (Österreich), Dr. MANELIS TRIANDAPHYLLIDIS (Griechenland), Dr. KURT WEINMANN (München), Dr. O. E. WEXBERG (Österreich), Dr. ILKA WILHEIM (Österreich), Dozent Dr. FOLKERT WILKEN (Freiburg i. Br.), YVONNE E. WINSLOW (San Francisco, U. S. A.).

Aus eigener Kraft hat sich die Individualpsychologie, nur gestützt auf die wachsende Erkenntnis ihrer Anhänger und Mitarbeiter, Bahn gebrochen, und befruchtet seit Jahren die Gebiete der Pädagogik, Psychologie, Psychiatrie und Neurosenforschung, der Philosophie, Literatur und Kunstforschung sowie der Religionspsychologie. Im engsten Zusammenhang mit Massenpsychologie und Massenpädagogik, für die sie der sicherste Leitfaden ist, hat sie das Gebiet jedes im Leben wirkenden Menschen, die Menschenkenntnis, erhellt und auf eine wissenschaftliche, erlernbare Grundlage gestellt.

Die Aufgabe dieser Zeitschrift ist dadurch gegeben. Sie vermittelt in Originalartikeln unserer zahlreichen Mitarbeiter die gewonnenen Resultate aus der Erforschung der Kinderseele, der Persönlichkeit und der Masse einem internationalen Leserkreis. Sie schafft in kleineren Mitteilungen die Bausteine, die zum Ausbau der Menschenkenntnis nötig sind. Sie greift organisatorisch ein und unterstützt die bisher begründeten internationalen Arbeitssektionen, fördert ihre Erweiterung und verbreitet ihre Forschungsergebnisse. Sie sichtet die zeitgenössischen Leistungen auf dem eigenen Gebiete und nimmt kritisch zu ihnen Stellung.

Wir wollen beharrlich den Beweis führen von der tragischen Bedeutung der Herrschsucht und der Entmutigung, wie sie, besonders in der Neurose und in der Verwahrlosung miteinander verbunden, die Triebfedern abgeben, in allen anderen Erscheinungen des Kulturlebens zum Hemmschuh werden, bis wir ein allgemeines Verständnis dieser Tatsachen erzielt haben.

Die Arbeiten können in deutscher, englischer und französischer Sprache erscheinen.

III. JAHRGANG WIEN, DEZEMBER 1925 NR. 6

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR INDIVIDUALPSYCHOLOGIE

Die geheime Distanz zwischen Mann und Frau

Beitrag zur Kritik des Sexualtriebes

Von Dr. med. FRITZ KÜNKEL (Berlin)

I. DIE AUFGABE.

Es ist eine individualpsychologische Binsenwahrheit, daß die Flucht vor dem Leben auch die Flucht vor dem Geschlechtspartner in sich schließt, und umgekehrt, daß ein Mensch, der dem Geschlechtspartner ausweicht, auch die sonstigen Aufgaben des Lebens nur unzureichend löst. Wir sind gewohnt, in der Impotenz und in der Frigidität den krassen Ausdruck dieser Liebes- und Lebensscheu vorzufinden, und wir wissen, daß die Heilung solcher Leiden erst eintritt, wenn der Lebensmut und damit die Gemeinschaftsfähigkeit des Patienten so weit gewachsen ist, daß er nicht nur die erotischen, sondern auch die sozialen und beruflichen Lebensprobleme getrost in Angriff nimmt. Liebesglück kann also nur auf dem Wege des Gemeinschaftsgefühles erlangt werden. Oder als These in der Sprache der alten Philosophie ausgedrückt: Eros ist durch Agape bedingt.

Es fragt sich jedoch, was hier vorliegt. Ist es ein zufälliges Zusammentreffen von Tatsachen, oder ein Züchtungsprodukt moralisierender Therapeuten oder eine kulturell bedingte empirische Regel, oder aber ein psychologisches Gesetz, das seine Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit in sich trägt? Von der Antwort auf diese Frage dürfte ein gutes Stück Weltanschauung und wahrscheinlich auch ein Stück Ethik abhängen. Denn wenn sich eine unabänderliche Beziehung zwischen Geschlechtsliebe und Menschenliebe als Lebensgesetz nachweisen ließe, so würde dadurch eine biologisch gefaßte Norm gegeben sein. Wer das Leben selbst als Wert gelten läßt, muß dann entsprechend jener Gesetzmäßigkeit nicht nur die Geschlechtsliebe, sondern auch die Menschenliebe, oder wie wir sagen, das Gemeinschaftsgefühl, als Wert anerkennen. Was dem Gemeinschaftsgefühl widerspricht, wäre als normwidrig abzulehnen und nach Möglichkeit zu bekämpfen. Man sieht, wie weitgreifende Folgerungen sich aus dieser Problemstellung ergeben; und es ist deshalb geboten, vorsichtig und gründlich zu Werke zu gehen.

Am besten wird man den Zugang zur Lösung des Problems finden, wenn man zunächst die Einwände und Einschränkungen ins Auge faßt, die das tägliche Leben gegen jene These aufzuhäufen scheint. Manchem Leser werden schon zahlreiche Tatsachen eingefallen sein, die wie ein eklatanter Gegenbeweis gegen die aufgestellte Behauptung aussehen. Der Individualpsychologe wird nun zwar imstande sein, diese Beweise-dagegen in Beweise-dafür zu verwandeln. Indessen können wir es auf die Dauer nicht bei einer beliebig dehnbaren Kasuistik bewenden

lassen, sondern wir müssen versuchen, zu einer wissenschaftlichen Durchdringung und Begründung der empirisch gefundenen Zusammenhänge fortzuschreiten.

Die Einwände nun, die man zu diesem Zwecke einer Prüfung unterziehen muß, zerfallen in zwei Gruppen. Erstens werden sich Fälle anführen lassen, bei denen ein scheinbar uneingeschränktes Liebesglück neben einem nachweislich mangelhaften Gemeinschaftsgefühl besteht, und zweitens wird man die These angreifen können, indem man auf Fälle hinweist, bei denen einwandfreie Menschenliebe mit der Unfähigkeit zum geschlechtlichen Liebesglück zusammenzutreffen scheint.

Im folgenden sollen typische Beispiele beider Gruppen analysiert werden. Dabei gilt jedoch für den Individualpsychologen, wie in allen ähnlichen Arbeiten, daß er die Wiederholung längst bekannter Tatsachen geduldig hinnehmen muß, damit für die Schlußfolgerung ein zureichender Grad von Evidenz erreicht werde. Die Schlußfolgerung aber muß versuchen, eine möglichst gründliche Klärung des Zusammenhanges zwischen Gemeinschaftsgefühl und Geschlechtsliebe herbeizuführen. Freilich wird es trotzdem nicht gelingen, die Beweisführung so zu gestalten, daß sie auch den aus persönlichen Gründen Widerspenstigen überzeugen müßte.

Zurzeit herrscht auf psychologischem Gebiete noch eine solche Unsicherheit in den axiomatischen Voraussetzungen des Denkens, daß eine völlige Evidenz überhaupt nicht erreicht werden kann. Alles psychologische Wissen beruht vorläufig auf Einfühlung und innerer Bejahung. Diese Erkenntnisart ist aber stets durch die Bedingungen des persönlichen Geltungsbedürfnisses mehr oder weniger stark eingeschränkt. Wer es also nötig hat, jene These für falsch zu halten, wird nicht durch noch so gute Gründe zu überzeugen sein, sondern nur dadurch, daß man ihn in einer Individualanalyse von der zwangsmäßigen Aufrechterhaltung seiner Irrtümer befreit. Aber die Erfahrung zeigt, daß ein großer Teil der persönlichen Widerstände gegen eine Wahrheit bei zahlreichen Menschen die gleiche Struktur hat. Sofern es also gelingt, diese Massenwiderstände durch Aufdeckung und Entkräftung ihrer Struktur abzubauen, wird man der Wahrheit nicht durch logische, sondern durch psychologische Mittel den Weg bahnen. Und damit tritt neben die theoretische Aufgabe, jede Einsicht durch Darlegung ihres Erkenntnisgrundes zur logischen Evidenz zu steigern, nun noch die praktische Aufgabe, durch Beseitigung der Widerstände, oder was dasselbe ist, durch Steigerung des Mutes, dem Wahrheitssucher auch die psychologische Erkenntnismöglichkeit zu verschaffen.

Die individualpsychologische Arbeitsweise ist durch die methodische Verknüpfung beider Gesichtspunkte charakterisiert. Das liegt an der Tatsache, daß alle ihre Einsichten sich für den, der sie bejaht, sofort in Verpflichtungen verwandeln. Sie kommt darum nur vorwärts, wenn sie stets mit dem logischen Beweis einer Einsicht auch den psychologischen Hinweis auf die Sicherungen verbindet, die das Klarwerden dieser Einsicht bisher verhinderten; und wenn es ihr gleichzeitig gelingt, den Mut der Gegner so weit zu heben, daß jene bisher im Wege stehenden Denkhemmungen überflüssig werden und verschwinden.

Wissenschaft und Wirksamkeit, Theorie und Praxis müssen jedes für sich in reinlich geschiedener Eigenart zur Geltung gebracht und dann in ihrer natürlichen Wechselwirkung zu einer kulturellen Einheit verbunden werden. Es gibt also keine theoretische Individualpsychologie, die nicht gleichzeitig angewandte Wissenschaft wäre, nämlich angewandt auf die, die sie treiben

II. ERSTES BEISPIEL.

Als erster Gegenbeweis gegen unsere These präsentiert sich ein früherer Husarenoffizier. Er ist 38 Jahre alt, hat als Jäger und Rennreiter einen guten Namen und ist in seinen Kreisen als unwiderstehlicher Frauenverführer bekannt. Nach seiner eigenen Ansicht verdankt er seine galanten Erfolge „der sorgfältig bis zur

Virtuosität gesteigerten Kennerschaft des weiblichen Fleisches“ und dem Umstande, daß er über die weibliche Seele die absolute Wahrheit wisse; er wisse nämlich, „daß die Seele des Weibes ein Schwindel ist“. Auf die Frage nach der erotischen Übersättigung des Don Juan erklärt er: „... Wenn jemand durch Liebesabenteuer degoutiert wird, so verrät das einen katastrophalen Mangel an Kultur. Wer Kultur hat, das heißt, wer das Material kennt und die Technik beherrscht, der wird der Frauenliebe so wenig überdrüssig wie der Hindernisrennen und der Hochwildjagd.“ Und sein unverwüstlich heiteres Wesen, seine ständige Bereitschaft zu neuen Eskapaden und vor allem die Tatsache, daß zahlreiche und, wie es scheint, auch seriöse Frauen „auf ihn fliegen“, sprechen zunächst dafür, daß in seinem Sexualleben keinerlei Störung besteht.

Mit seinem Gemeinschaftsgefühl aber ist es nicht weit her. „Von Menschenliebe“, sagt er, „habe ich bisher weder bei mir noch bei anderen etwas bemerkt, außer zwischen dem achten und dem zehnten Schnaps. Vorher gibt es nur geschickt maskierte Konkurrenz. Nachher wird es schlecht maskierte Homosexualität.“ — Seine Lebensführung beweist, daß sein soziales Gewissen gleich Null ist. Und die enge Freundschaft, die ihn mit seinen Regimentskameraden verbindet, entpuppt sich bei genauerem Zusehen als eine typische Scheingemeinschaft. Sie beruht auf der stillschweigenden Übereinkunft, daß der eine die Schwächen des anderen respektiert, daß jeder durch die Bewunderung aller übrigen in seinem Geltungsbedürfnis bestärkt wird und daß sich alle zusammen in der Entwertung derer einig sind, die diese Lebenshaltung nicht teilen. Aber es gilt als unfair, etwas zu verlangen, was den Kameraden Unbequemlichkeiten macht, und die Gemeinschaft existiert nicht mehr, sobald es sich darum handelt, Opfer zu bringen.

Hier läge also der Fall vor, daß ungetrübte Sexualität neben einem recht mangelhaften Gemeinschaftsgefühl bestünde; und damit wäre die These widerlegt. Aber man betrachte dieses erotische Heldentum genauer. Der Individualpsychologe muß fragen, zu welchem Zweck hier die Sexualfunktion in Tätigkeit tritt und in welchem Sinne der dabei entstehende Lustgewinn aufgefaßt werden muß. Schon die Zusammenstellung mit Jagd und Pferderennen weist auf den sportlichen Charakter dieser Erlebnisse hin. Und der gleiche nachlässig zärtliche Ton, mit dem er von einem Belgier und einer Russin erzählt, wobei er mit dem Belgier einen Hengst und mit der Russin eine Frau meint, legt den Verdacht nahe, daß es sich in beiden Fällen um nichts weiter handelt, als um ein Mittel zur Befriedigung mondäner Geltungsbedürfnisse.

Ein Blick auf die Kinderzeit dieses Sportsmannes macht den Verdacht zur Gewißheit. Sein Vater war Großgrundbesitzer und Pferdezüchter. Er wird als unfreundlicher und vereinsamter Mann geschildert. Die Mutter war eine kalte und herrschgewohnte Dame, die ihren Stolz in der Eleganz und der sportlichen Bravour ihrer Kinder suchte. Der Sohn, der einzige Knabe zwischen mehreren Mädchen, war von vornherein darauf angewiesen, sich mit Pferden, Hunden und Schwestern auseinanderzusetzen. Die Erziehung verlief ohne krasse Verschüchterung, ohne Sentimentalität, aber auch ohne jede Wärme. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit gab es in dieser Familie nicht, und so kam es, daß der Junge einerseits ohne deutliche Entmutigung und anderseits ohne jedes Gemeinschaftsgefühl aufwuchs. Dementsprechend lernte er recht gründlich, sich auf aktiven Wegen zum Herrn jeder Lage zu machen. Er lernte Pferde, Hunde und Frauen in seinen Dienst zu stellen. Aber lieben lernte er nicht.

Tatsächlich sieht er die Eroberung, die Unterwerfung der Partnerin, als das treibende Motiv in allen seinen Abenteuern an. Und der Begattungsakt ist für ihn „die Krone der Siegergefühle“. Die Geschlechtsfunktion steht hier also im Dienste des Willens zur Macht, und der Lustgewinn ist auf das Konto des Geltungsbedürfnisses zu buchen. Daß die Partnerin als Mensch nicht in Betracht kommt, versteht sich von selbst, da ihre Seele ja nur ein Schwindel ist. Aber auch die geschlechtliche

Beziehung ist nicht das, was ihm die Frau begehrenswert macht. „Das unwiderstehlich Aufreizende in der Natur des Weibes liegt in dieser Mischung von Stolz, Empörung und Verlangen nach der starken Hand des Bezwingers." Es ist also weder die seelische Verschmelzung noch die sexuelle Entladung, sondern der Sieg über einen Gegner, der hier angestrebt wird. Und der Sexualapparat ist dabei nur das Mittel zum Zweck.

Selbstverständlich verliert das Objekt seinen Wert, sobald die Eroberung gelungen ist. Daher kommt es, daß „die Siegesfreude so viel Stunden dauert wie die Belagerung Wochen". Dann ist die Sache erledigt. Man trennt sich freundlich und korrekt; und die Bahn ist frei für neue Abenteuer.

Damit kommen wir auf die neurotische Hemmung in diesem angeblich hemmungslosen Leben. Sie liegt sozusagen auf der zentripetalen Strecke des Reflexbogens. Die Außenwelt ist für ihn nur Gegenstand des Handelns, aber nicht Gegenstand des Fühlens. Das Erlebnis der Sympathie im eigentlichen Sinne des Wortes fehlt ihm vollständig. Darum ist das Subjekt, für welches gehandelt wird, stets das Ich und nie ein Wir. Zutiefst aber liegt diesem scheinbar so tatkräftigen und lebensfrohen Charakter doch eine Entmutigung und ein Minderwertigkeitsgefühl zugrunde. Seine früheste Erinnerung heißt: die Mutter will ausreiten, er weint und hält sie am Kleide fest. Sie schlägt ihn mit der Reitpeitsche leicht auf die Finger und sagt: „Hier wird nicht geheult." — Das dürfte als Sammelerinnerung die Situation der ersten Kinderjahre kennzeichnen. Die naturgegebene Gemeinschaft ist schon zerstört; die Mutter geht fort; man bleibt allein; und der Versuch, sich ihrer noch einmal zu bemächtigen, mißlingt: das Weinen ist erfolglos. So gewöhnt man sich das Weinen und das Leiden und das Fühlen allmählich ab.

Seither kann er sich nur noch als Gegner einem Menschen nähern. Weder in erotischer noch in geistiger Beziehung hat er jemals eine wirkliche Gemeinschaft kennengelernt. Seine sexuellen Erfolge sind Machtproben, die in der Geschlechtsfunktion ihr zufälliges Material finden. Eine Vereinigung der Geschlechter im Sinne einer auch nur vorübergehenden Wir-Bildung kommt nicht zustande.

Ehe man aber das Ergebnis dieser Analyse für die Lösung unseres Problems verwerten kann, muß man das weibliche Gegenstück dazu ebenfalls untersuchen.

III. ZWEITES BEISPIEL.

Dies Gegenstück ist eine 34jährige Schriftstellerin, die es als ihr Schicksal betrachtet, daß sie recht vielen Männern „den Garaus machen" müsse. Aber dieses Müssen empfindet sie als schweres Verhängnis. Sie schreibt in einem Brief: „Ich suche schließlich nur den, der mir standhält, den, der mir das Gleichgewicht hält, den, der mich in Schach hält, überhaupt den, der mich hält. Aber was sind das für Pudel, die dies Europa bevölkern! Mon dieu, man braucht ihrer ein halbes Dutzend zugleich. Einen Denker für den Kopf, zwei Sportsleute fürs Bett und drei Kohlenbarone fürs Bankkonto. Aber die ganze Garnitur reicht nur vier Wochen. Sie kommen und gehen. Ich bleibe dieselbe. Gleichmütig und arbeitsam wie ein Krebsesser, sed non satiata."

Das Charakterbild ist so klar, daß ein Kommentar überflüssig erscheint. Aber es ist wichtig, zu betonen, daß sich diese Frau trotz mancher dirnenhaften Züge doch von der Prostituierten unterscheidet, und zwar durch ein wesentliches Merkmal: Sie ist nicht frigide. Alle ihre Abenteuer kommen nur in sinnlicher Erregung zustande. Sie schreibt: „Wenn ich nur von diesem vermaledeiten Hunger loskönnte! Er schafft mir soviel Unruhe und Verwicklungen und, ach, Enttäuschungen, — und immer wieder sagt mir mein Blut, das ewig sehnsüchtige slawische Blut: da ist der Rechte, — und alle Geigen singen, — das Lasso fliegt, — er ist gefangen, — und ist Thersites statt Achill. — Penthesilea geht und trinkt Curaçao. So ist das Leben."

Daß das Gemeinschaftsgefühl dieser Frau recht schwach ist, liegt auf der Hand. Aber es sieht so aus, als ob es erst durch die Erfahrungen ihres Liebeslebens zerstört worden sei. Zynismus und Menschenverachtung gebärden sich hier wie die Folgen einer immer wieder enttäuschten Sehnsucht. Und als Ergebnis scheint ein unverminderter Sexualtrieb bei stark herabgesetzter Menschenliebe übriggeblieben zu sein. Damit wäre unsere These abermals widerlegt.

Indessen wird sich der Individualpsychologe weder durch diese Prima-vista-Deutung noch durch die Selbstbeurteilung der Patientin irreführen lassen, sondern er wird sich ein Gesamtbild ihres Charakters zu verschaffen suchen. — Die fremdsprachlichen und mythologischen Brocken in ihrer Ausdrucksweise deuten auf ein starkes kulturelles Geltungsbedürfnis hin. Und ihr Leitbild heißt tatsächlich George Sand. Sie schreibt Novellen, in denen sie den Typus der modernen Aspasia zu schaffen sucht und in denen stets die Periklesse arge Schurken und Stümper sind. Gelegentlich kommt die Entwertungstendenz gegen den Mann so kraß zum Durchbruch, daß ein brutales Schimpfen daraus wird. Dann greift sie zu Verallgemeinerungen, die ihrer sonstigen kritischen und schöngeistigen Art durchaus widersprechen: „Alle Männer sind kleinlich" — „Jeder Mann ist im tiefsten Wesen gefühllos" — „Der Mann ist das teuflische Prinzip in der Natur". — Das hindert sie aber nicht, die geistige Haltung des Mannes der des Weibes bei weitem vorzuziehen. „Die weibliche Sentimentalität und die weibliche Begriffstutzigkeit sind scheußlich, sie kommen mir immer vor wie permanente Schwangerschaftssymptome." — Die Gesamteinstellung des männlichen Protests kann kaum deutlicher auftreten als hier.

Die Kindheitsgeschichte macht die Entstehung dieses Protests durchaus verständlich. Die entscheidende Rolle in ihrem Elternhause spielte der Vater, der nur „männliche Charakterzüge" gelten ließ. Alles was nach Weichheit, Zärtlichkeit und Gefühlswärme aussah, wurde als Weiberkram verhöhnt oder verboten. Die Mutter war übertrieben prüde und pedantisch, ihr einziges Interesse galt dem Haushalt und weiblichen Handarbeiten. Die Tochter nun, die das einzige Kind war, suchte sich zwischen diesen Gewalten hindurch ihren Weg. Sie übernahm vom Vater die Überschätzung der männlichen Tatkraft, weil sich darin eine Waffe gegen die Mutter bot, suchte aber gleichzeitig den Vater zu überwinden, indem sie von der Mutter lernte, daß alle Männer eigentlich Teufel seien.

Die Frage, welche Form und welche Bedeutung im Leben dieses Mädchens die Sexualität annehmen mußte, ist nun ein einfaches Rechenexempel. Im Gegensatz zur Prüderie der Mutter mußte sich ein hohes Maß von Frivolität entwickeln. Der aussichtslose Versuch, den Vater an Männlichkeit zu übertreffen, trieb die Entwertungstendenz gegen die Männer hervor, hinter der sich die eigenen männlichen Ambitionen schlecht verbargen. Das Wichtigste aber, die erotische Unersättlichkeit, die zunächst wie ein starker Sexualtrieb aussieht, war eine Waffe gegen Vater und Mutter zugleich. Der frigiden Mutter wurde dadurch das Armutszeugnis einer Banausin ausgestellt, die sich in Fragen der dionysischen Lebensgestaltung gar kein Urteil erlauben durfte; und die männliche Tüchtigkeit des Vaters wurde gründlich übertrumpft, denn alle tüchtigen Männer reichten bald nicht mehr aus, um dieser einen Frau genug zu tun.

Kann man diese Ausnutzung eines physiologischen Vorganges, nämlich der Sexualfunktion, im Dienste des Lebensplanes, nämlich des Geltungsbedürfnisses, als Sexualtrieb bezeichnen? Das Treibende dabei stammt ja nicht aus der Sexualität, sondern aus dem Ziel der Überlegenheit. Dieses gesteigerte Geltungsbedürfnis ist aber gleichbedeutend mit herabgesetztem Gemeinschaftsgefühl. Deshalb muß sich die Störung des Gemeinschaftsgefühles auch in der übertriebenen Sexualbetätigung bemerkbar machen. Und das ist reichlich der Fall. Die Annäherung an den Liebespartner wird als Lassowerfen, also als Kampfhandlung, empfunden. Nach der Begattung tritt nicht das Gefühl von Ruhe und Beglücktheit, sondern von Abscheu

und Ernüchterung ein. Der Achill wird als Thersites erkannt; und der Zwang, den wahren Achill zu finden, beginnt von neuem. Das ist keine einwandfreie Sexualfunktion, sondern eine durchaus abwegige. Die Begattung, die der Ausdruck restloser Gemeinschaft sein könnte, wird hier zum Gegenteil, nämlich zum Ausdruck des geheimen Kampfes zwischen Mann und Weib. Was den Partner beglücken würde, wenn Gemeinschaft bestünde, das erniedrigt ihn nun, da die Gemeinschaft nicht besteht.

Versuchen wir, die Ergebnisse der bisherigen Untersuchung zu formulieren, so finden wir, daß erstens die beiden angeführten Fälle keinen Gegenbeweis gegen unsere These geliefert haben. Bei beiden ließ sich die gleiche Störung, die das Gemeinschaftsgefühl schädigte, auch im Geschlechtsleben nachweisen. Die These ist also noch nicht widerlegt, aber sie ist auch noch nicht bewiesen. Indessen läßt sich als Vorstufe eines Beweises das zweite Ergebnis anführen, das aus den beiden Analysen hervorgeht. Für den Individualpsychologen versteht es sich von selbst, und der Laie wird sich allmählich daran gewöhnen müssen: Es ist die Einsicht, daß nicht nur die kranke, sondern auch die scheinbar gesunde Funktion im Dienste einer abwegigen Tendenz stehen kann. Auch das sonst so nützliche Küchenmesser kann als Mordwaffe dienen. Die Beurteilung ist also nicht aus der Funktion allein, sondern immer erst aus dem Zusammenhang möglich, in dem diese Funktion einen Teil darstellt. Die starke Potenz des einen kann ebenso wie die Impotenz des anderen ein Mittel sein, um sich zum Herrn der Situation zu machen.

Es fragt sich nun, was man als Erotik im Sinne unserer These bezeichnen soll. Bisher wurden in dieser Arbeit die beiden Worte Sexualität und Erotik zur Kennzeichnung des gleichen Kreises von Lebenserscheinungen gebraucht, wobei das erste die Aufmerksamkeit mehr auf die körperliche und das zweite mehr auf die seelische Hälfte dieses Kreises lenken sollte. Versteht man unter Erotik nur das Funktionieren des Sexualapparats und seines psychologischen Überbaues ohne Rücksicht auf den Zusammenhang mit der Gesamtpersönlichkeit, so wäre diesem Husarenoffizier und dieser Schriftstellerin zwar eine einwandfreie Erotik zuzuerkennen. Es bleibt aber dann weiter zu fragen, welche Bedeutung die Erotik im Leben ihres Trägers hat, und da zeigt sich, daß sie hier in beiden Fällen als Betätigung des Machtstrebens aufzufassen ist. Will man sie trotzdem noch Erotik nennen, so hat man diesen Begriff seiner Substantialität entkleidet. Von einem autonomen Sexualtrieb kann dann keine Rede mehr sein. Statt dessen aber stehen wir nun vor dem Problem, wie denn die Beziehung zwischen Organfunktion und Lebensplan, zwischen Erotik und Gesamtpersönlichkeit prinzipiell zu denken sei.

IV. DRITTES BEISPIEL.

Es handelt sich um einen Kunsthistoriker. Er ist 28 Jahre alt und steht in dem Rufe, ein Jünger des Franz von Assisi zu sein. Nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere sind seine Brüder. Er fühlt sich mit großer Zartheit in die psychologische Verfassung anderer Menschen ein und weiß oft im richtigen Augenblick das richtige Wort zu finden, das eine Schwierigkeit zur Lösung bringt. Für sich selbst beansprucht er weder Bequemlichkeiten noch Genüsse, und seine Hilfsbereitschaft reicht bis an den Rand seiner Leistungsfähigkeit. In jede Gesellschaft, in jede Lage ordnet er sich mühelos ein. Es scheint ihm weder an Gemeinschaftsgefühl noch an Mut zu fehlen. Aber er ist nahezu impotent.

Seit zwei Jahren ist er mit einer Frau verheiratet, die ein Jahr älter ist als er und mit der ihn seit langer Zeit eine lückenlose Gemeinsamkeit der Interessen und der Weltanschauung verbindet. Ihre Gemeinschaft wird immer unkörperlicher und nimmt an geistiger Intensität wenn möglich noch zu. Sie leben wie Bruder und Schwester und würden damit zufrieden sein, in der Meinung, daß alle ihre Liebeskraft vergeistigt wäre, wenn der Mann nicht anderen Frauen gegenüber ganz naive

erotische Erlebnisse hätte. Nicht der Mangel an Potenz, sondern der Kontrast zwischen der geringen sexuellen Spannung der eigenen Frau gegenüber und der weit stärkeren den fremden Frauen gegenüber beunruhigt ihn und veranlaßt ihn schließlich zur Individualanalyse.

Hier scheint also der Fall vorzuliegen, daß ein starkes Gemeinschaftsgefühl mit einer deutlichen Sexualstörung zusammentrifft; also das genaue Gegenteil der bisher besprochenen Beispiele.

Zunächst ergibt nun die Feststellung des Tatbestandes eine Ergänzung, die durchaus dem Bilde entspricht, das Freud einmal von der Teilung zwischen Madonnen- und Dirnenliebe entworfen hat. (Kleine Schriften, IV, 13.) Die Gattin ist für den Patienten die Madonna, der alle seine Verehrung, geistige Zuneigung und scheue Zärtlichkeit gehört. Die anderen Frauen, die auf ihn wirken, sind derbe, sinnenfrohe Geschöpfe, denen gegenüber man sich keinerlei Zwang aufzuerlegen braucht. Ihnen gehören seine sexuellen Wünsche und, wie er meint, seine Potenz. Die beiden Frauentypen, oder besser sein Verhältnis zu ihnen, charakterisiert der Patient durch die Namen Botticelli und Rubens. „Mit einer Madonna von Botticelli", sagte er, „kann man unmöglich zu Bett gehen, und mit einer Bäuerin von Rubens kann man unmöglich etwas anderes tun als das." Als Ideal schwebt ihm eine Vereinigung beider Typen vor, deren stilistische Absurdität ihn aber lachen macht.

Indessen stellt sich heraus, daß die erotische Spannung zwischen dem Patienten und den Rubens-Frauen nur auf Phantasien und auf einige zaghafte Annäherungsversuche beschränkt geblieben ist. Als Grund wird angegeben, daß eine ernstliche Untreue gegen die Gattin völlig ausgeschlossen sei. Auch ein früheres, lange dauerndes Verhältnis sei lange monogam und nahezu platonisch gewesen. Der Individualpsychologe wird in diesem Falle die Treue zunächst als Ausdruck der Mutlosigkeit auffassen. Und seine Frage wird nicht lauten, wohin die erotischen Wünsche sich wenden, sondern warum sie sich nicht der eigenen Gattin zugewandt haben. Und da erfahren wir, teils aus Träumen, teils aus der Selbstbeobachtung des Patienten, das Folgende:

Der Rubens-Frau oder, um den Ausdruck Freuds zu gebrauchen, der Dirne gegenüber ist die freie Entfaltung der Sexualität und auch ihre Steigerung bis zum Orgasmus vorstellbar, weil man sich vor ihr nicht zu schämen braucht. Vor der Madonna schämt man sich, sich wie ein Tier zu benehmen. Der Dirne ist man ohnehin überlegen, aber der Madonna darf man sich nur in der Haltung nahen, in der man sich sicher fühlt. Die körperliche Leidenschaft würde vor ihr als Schandmal erscheinen. Und warum? Weil Sinnlichkeit niedriger ist als Geistigkeit.

Es scheint, als ob das Kulturproblem der ganzen europäischen Geschichte sich hier aufrollen würde. Was ist höher zu werten: Sinnlichkeit oder Geistigkeit, Freiheit oder Disziplin, Griechentum oder Christentum? Aber es zeigt sich bald, daß dieses kulturelle Wertproblem hier wie in den meisten anderen Fällen nur konstruiert wird, um das Problem der persönlichen Geltung zu verdecken. Man setze einmal statt Dirne und Madonna die Bezeichnungen ein, die die Beziehung zur eigenen Machtposition charakterisieren. Dann muß die Dirne, als die Unterlegene, die Sklavin heißen, während die Madonna als die, bei welcher man noch etwas zu verlieren hat, auf die man also Rücksicht nehmen muß, die Herrin zu nennen wäre. Und tatsächlich entspricht diese Einteilung dem üblichen neurotischen Apperzeptionsschema. Dann aber stellt sich die Sachlage folgendermaßen dar: Mit der Sklavin könnte man etwas tun, was man sich mit der Herrin nie erlauben würde. Und was ist das? Es ist das Willfährigmachen, das Unterwerfen. Die Begattung wird auch hier, wenn schon in verfeinerter Form, als Erniedrigung des Weibes, als ein Übermannen aufgefaßt. Und die Voraussetzung dazu ist, daß der Mann sich sicher fühlt, daß er imstande ist, der Partnerin zu imponieren. In der Vorstellung einer drohenden Niederlage mündet auch in diesem Falle alles zusammen, was als

Motivierung der Impotenz angeführt wird. „Man schämt sich, man traut sich nicht, man kommt sich klein und häßlich vor.“

Hier ergibt sich für den Jünger des heiligen Franz die überraschende Frage, ob er sich denn vor einer Demütigung scheue? Und er bekennt: Ja, auf sexuellem Gebiete wäre ihm eine Niederlage unerträglich; und zwar ohne Rücksicht darauf, ob sie in einem Versagen seiner Potenz oder in der Unerregbarkeit der Frau bestünde. „Das erotische Erlebnis ist nur denkbar, wenn die Partnerin noch erregter, noch tierischer, noch sündhafter, noch mehr den Trieben hingegeben ist als man selbst.“

Natürlich muß nun gefragt werden, ob nicht etwa die gleiche Empfindlichkeit gegen Erniedrigungen auch auf anderen Gebieten besteht. Und so ist es in der Tat. Trotz der scheinbar so gelassenen Haltung zeigt sich bei genauerer Nachforschung, daß der Patient sich nur wohl fühlt, solange er anderen helfen kann. Der Gedanke, daß andere ihm helfen könnten, ist ihm grauenhaft. Das Ideal des Heiligen entpuppt sich nach und nach als derjenige Lebensplan, der am besten geeignet war, den überaus empfindlichen Ehrgeiz des Patienten zu verstecken, und zwar vor sich ebenso wie vor anderen. Die Bedürfnislosigkeit hatte den Sinn, daß er niemals Mangel leiden wollte. Bescheidenheit hieß: ich will nie bitten. Die Hilfsbereitschaft bedeutete die dauernd demonstrierte Überlegenheit über den Hilfebedürftigen. Aber all dieser Hochmut wäre ihm nie zum Bewußtsein gekommen, wenn nicht die erotische Unstimmigkeit verraten hätte, daß im Lebensplane dieses Menschen etwas faul war. Der Fehler liegt nie auf diesem oder jenem Teilgebiet, also auch nicht auf erotischem oder sozialem Gebiet, sondern in der Gesamthaltung des Individuums. Und er macht sich auf allen Teilgebieten bemerkbar, nur ist er auf der einen Seite besser verschleiert als auf der anderen.

Der Patient hat den Vater früh verloren und ist in einem Haushalt aufgewachsen, der sich aus Mutter, zwei Tanten und einer Schwester zusammensetzte. Seine früheste Erinnerung ist, daß er vor einer der Tanten davonläuft, weil sie ihn küssen will. Ferner weiß er noch, daß er als Kind nie „danke“ sagen wollte. Dann wurde er, wie immer, wenn er nicht brav war, in eine dunkle Kammer gesperrt. — Seine ganze Jugend war ein Kampf gegen überlegene Frauen, und schließlich blieb ihm als einziger Ausweg nur die Flucht in die Heiligkeit übrig.

Es zeigt sich also, daß hier das Gemeinschaftsgefühl ebenso gestört ist wie die Erotik, und unsere These ist noch immer unwiderlegt.

V. VIERTES BEISPIEL.

Als letzter Fall soll eine Frau geschildert werden, die die genaue Parallele zum „Heiligen“ bildet, aber durch die Subtilität ihrer Sicherungen eine noch weitere Einsicht in den Zusammenhang möglich macht. Es handelt sich um die 32jährige Frau eines Juristen. Sie leidet an nervösen Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit, die sie selbst als das Produkt verbotener Liebesgelüste bezeichnet. Sie lebt seit acht Jahren in angeblich glücklicher Ehe und hat drei gesunde Kinder. Ihr Mann ist ihr gleichaltrig und geistig, künstlerisch und sozial ebenso interessiert wie sie. Ihre Bekannten beneiden sie um ihr harmonisches Leben. Vor drei Jahren aber lernte sie durch einen Kollegen ihres Mannes, „was sinnliche Liebe ist“. Es kam zu Zärtlichkeiten, aber vor dem Ehebruch schreckte sie zurück, und das Verhältnis wurde in eine legale Freundschaft verwandelt. Seither ist nun das Leben der Patientin durch die Frage belastet, wie denn ihr Anspruch auf Glück aufzufassen sei, ob er berechtigt oder verwerflich ist, ob er nur durch den Dritten befriedigt werden kann, und warum ihr diese Beglückung durch ihren Mann nicht zuteil wird.

Die soziale Einstellung, das Gemeinschaftsgefühl, erscheint durchaus einwandfrei. Wie im vorigen Falle bildet die erotische Unstimmigkeit zunächst das einzige Symptom, das die Veranlassung und den Weg zur Aufdeckung der fehlerhaften Gesamthaltung bietet.

Anfangs schien es, als ob die Schuld einzig der geringen Liebesbereitschaft des Gatten zur Last fallen sollte. Die starke sexuelle Reaktion der Patientin gegen den Dritten bewies ihr, daß sie nicht von sich aus frigide war, und somit glaubte sie sich zu der Folgerung berechtigt, daß ihr Mann nur nicht imstande sei, diese Reaktion in ihr hervorzurufen. Und damit entstand für sie das Problem, entweder für immer auf die erotische Beglückung zu verzichten oder aber ihre im übrigen so harmonische Ehe zu zerbrechen. Und dieser Konflikt, den sie für unlösbar hielt, gab scheinbar den zureichenden Grund ab für das Zustandekommen von Schlaflosigkeit und Kopfschmerzen.

Es ist sehr bequem, diesen Sachverhalt in psychoanalytische Begriffe zu fassen, und die Patientin tat es gründlich und gern. Man kann dann eine Aktualneurose konstatieren. Unbefriedigte Libido setzt sich in neurasthenische Symptome um. Auch die dazugehörigen Angstzustände traten ab und zu auf. In zweiter Schicht aber würde es sich um die Bedingung des Verbotenen handeln, genau wie sie Freud beschrieben hat (Kleine Schriften, IV. 14). Die Verknüpfung zwischen Liebesgenuß und Heimlichkeit wäre in früher Kindheit entstanden. Der Liebhaber wäre Bruderimago, der Gatte Vaterimago, und so käme die Verteilung der Libidokomponenten in der üblichen Weise zustande. Die sexuellen Regungen richten sich auf den Vertreter des Bruders und die zärtlichen auf den Vertreter des Vaters. Das Realitätsprinzip aber verhindert die gleichzeitige Betätigung beider, und so tritt das neurotische Symptom als Kompromißbildung auf. Die Krankheit macht einerseits die libidinöse Befriedigung mit dem Freunde unmöglich und bestraft zugleich die verbotenen Wünsche; anderseits aber bildet sie einen Ersatz und ein Symbol der fehlenden Befriedigung: man wälzt sich schlaflos und mit glühendem Kopf im Bette, und die Phantasien haben freien Lauf.

Diese Theorie klingt so verlockend wie alles, was die Neurose zur Sicherung ihrer geheimen Ziele erfindet. Sie ist selbst noch ein neurotisches Symptom wie jede andere Sicherung, und sie verrät dies dadurch, daß sie die Aufmerksamkeit von den wesentlichen Teilen des Tatbestandes ablenkt und der Patientin die Verantwortung nimmt.

Es wurde bereits gesagt, daß nach der Ansicht der Patientin die Schuld an dem Übelstande den Gatten träfe. Er kann etwas nicht, was der Dritte kann. Darin liegt eine Entwertung. Und zweitens steckt darin ein Arrangement; denn das Zustandekommen des Orgasmus hängt weder vom Manne allein noch von der Frau allein, sondern von der Beziehung zwischen beiden ab. — Selbstverständlich macht eine solche Situation auch die Analyse des Partners notwendig. Aber für den hier vorliegenden Zweck genügt es, zu sagen, daß der Gatte ein wohlwollender und gutmütiger Mann war, der aber seine Frau als die Überlegene ansah und sich ihr bedingungslos unterordnete. Er leistete ihrer Frigidität insofern Vorschub, als er sie wie etwas Unabänderliches hinnahm. Aber je weiter die Analyse fortschritt, um so klarer stellte es sich heraus, daß auch in erotischer Hinsicht eine einwandfreie Gemeinschaft zustande gekommen wäre, wenn nicht auf seiten der Patientin eine versteckte Hemmung bestanden hätte. Die Aufdeckung und Überwindung dieses Hindernisses war der wesentliche Inhalt der Behandlung.

Am klarsten trat die Hemmung in einem Traume hervor, den die Patientin im Beginn der Behandlung träumte. „Ich gehe mit einem Priester oder vielleicht mit dem Papst durch die Höfe eines Tempels. Je mehr wir uns dem Allerheiligsten nähern, um so ängstlicher wird mir zumute. Der Priester bleibt freundlich und beinahe geschäftsmäßig. Zuerst bewundere ich ihn, dann fürchte ich mich vor seiner Unerbittlichkeit. Wenn ich mich nicht schämte, würde ich fortlaufen. Wir stehen vor dem Allerheiligsten. Ich halte mich kaum aufrecht. Der Priester öffnet die Tür. Ich weiß, ich muß sterben. Ich soll geopfert werden. Der Priester sieht jetzt aus wie der Veteran, der das Schloß Nymphenburg zeigt. Ich weiß, daß er mich als Porzellanfigur auf ein Kaminsims stellen will. Ich fange laut an zu schreien und

wache, in Schweiß gebadet, auf." Und eine Stelle aus einem Brief, fünf Wochen später: „Wissen Sie, was ich fürchte, mehr als den Tod? Daß die letzte Tür meines Inneren sich öffnen könnte und daß niemand käme, der einzutreten versteht. Dann müßte ich vergehen wie ein Schrei, ausrinnen wie ein aufgeschnittenes Tier. Ich habe Angst, zu rufen, weil niemand antworten wird."

Weil der Mut zum Verzicht auf die letzten Sicherungen fehlt, kommt das Erlebnis nicht zustande. Die Sicherung aber besteht in der geschickt arrangierten Rollenverteilung: der eine kann nur ihrem Geiste und der andere kann nur ihrem Leibe antworten. Aber diese Teilung ist nicht das Wesen, sondern nur die Äußerungsform ihrer Hemmung. Das Wesen der Hemmung besteht in der Mutlosigkeit.

Die Mutlosigkeit der Patientin stammt aus ihrer Kindheitserfahrung. Der Vater war eine bewunderte, aber unerreichbare Persönlichkeit. Vor ihm konnte niemand bestehen. Im Vergleich zu ihm war jeder ein Wurm. Daraus erwuchs das Minderwertigkeitsgefühl: „Ich reiche nicht aus." Und das Geltungsbedürfnis fügte die Ergänzung hinzu: „Aber die anderen reichen erst recht nicht aus." Diesem Schema entspricht eine gewisse Schüchternheit und Unzufriedenheit in der weitverzweigten sozialen Arbeit der Patientin. Sie ist nie mit sich zufrieden, aber mit ihren Mitarbeitern erst recht nicht. Ihr Verkehr besteht darin, daß sie „Menschen" sucht, aber immer nur Hilfsbedürftige findet. Und ihre Beziehungen zum anderen Geschlecht tragen das gleiche Gepräge. Vor Männern, die dem Vater ebenbürtig wären, würde man sich so klein fühlen, „daß man vor Glück und Atemnot verginge". Denen aber, die den Vergleich mit dem Vater nicht aushalten, ist man so überlegen (da man ja einen solchen Vater hat), daß man von ihnen keine ausreichende „Antwort" erwarten kann. Darum muß man jeden Menschen, der einen in die Gefahr bringt, sich ganz zu erschließen, zum Papst erhöhen oder zum Museumsführer degradieren.

Es zeigt sich also auch hier, daß die Störung nicht auf die Erotik beschränkt ist, sondern daß sie auf allen Lebensgebieten wirkt und nur an der einen Stelle deutlicher hervortritt als an der anderen. Dementsprechend ist auch die Aufgabe der Therapie nicht die Ermutigung der Patientin gegenüber dem Manne, sondern gegenüber dem Leben überhaupt.

Unsere These ist aber noch immer unwiderlegt.

VI. DIE VERALLGEMEINERUNG.

Durch die vier Beispiele dürfte mit ausreichender Deutlichkeit nachgewiesen sein, daß die Störung des Gemeinschaftsgefühls häufig erotische Störungen mit sich bringt und daß umgekehrt eine Störung der Erotik von Störungen des Gemeinschaftsgefühls begleitet sein kann, auch wenn der Augenschein zunächst dagegen spricht. Es fragt sich nun, wieweit eine Verallgemeinerung dieser Einsichten zulässig ist. Das aber wird sich am klarsten zeigen, wenn wir die Ergebnisse der bisherigen Untersuchung systematisch gliedern, indem wir das Speziellere dem Allgemeineren unterordnen. Gleichzeitig werden sich manche Einzelheiten, die in den vier Fällen nicht vorkommen, aber aus der täglichen Erfahrung genugsam bekannt sind, zwanglos unter die gewonnenen Begriffe subsumieren lassen. Und schließlich werden wir auf diesem Wege zu Formulierungen gelangen, die zwar aus wenigen Fällen abstrahiert sind, deren Geltungsbereich sich aber als sehr ausgedehnt erweisen wird. Denn jene vier Fälle sind mit Vorbedacht so gewählt, daß sie gewissermaßen wie vier Eckpunkte ein weites Gebiet abstecken. Gelingt es uns nun, das Gemeinsame herauszufinden, das diesen scheinbar ganz entgegengesetzten Einzelfällen zugrunde liegt, so steht zu erwarten, daß dies Gemeinsame auch für alle die Fälle gilt, welche zwischen jene Extreme anzuordnen sind, und das heißt für die weitaus meisten Fälle der praktischen Erfahrung.

Stellen wir nun die bisherigen Ergebnisse zusammen: In den beiden ersten Fällen nimmt das sexuelle Erleben einen großen Teil der Zeit und der Kraft des Individuums in Anspruch. Subjektiv erscheint es als Ausdruck eines unbändigen Sexualtriebes. Objektiv läßt es sich als das gut versteckte Mittel zur Unterwerfung des anderen Geschlechtes verstehen. Diese Menschen konstruieren theoretisch den Sexualtrieb und beweisen seine Existenz sich und anderen praktisch, indem sie so handeln, als ob sie ihn hätten. Sie können sich dann auf ihn berufen, sich mit ihm entschuldigen oder auch stolz auf ihn sein, und sie brauchen nicht zuzugeben, daß sie die Zeugungsorgane nur in den Dienst der Eitelkeit stellen.

In den beiden anderen Fällen ist es ähnlich. Auch da muß die Sexualfunktion der Eitelkeit dienen, aber durch den umgekehrten Trick. Man glaubt auch da an den naturgegebenen Trieb, aber man betätigt ihn nicht, oder entkleidet ihn wenigstens des Genusses; man ist frigide oder impotent. Weltanschaulich gehört zu diesem Verhalten ein mehr oder weniger asketisches Ideal. Der Naturtrieb wird für böse oder wenigstens für niedrig erklärt, und seine Bändigung oder Sublimierung erscheint als ethischer Wert.

Ob man nun den Sexualtrieb positiv oder negativ bewertet oder ob man ihn angeblich objektiv nur als wirksam konstatiert, auf jeden Fall bewirkt der Glaube an ihn, daß er zu einem zentralen Problem wird. Wer also an ihn glaubt, macht sich Schwierigkeiten, und wer Schwierigkeiten braucht, wird an ihn glauben. Der Glaube an den autonomen Sexualtrieb ist demnach das erste Charakteristikum, das die angeführten Beispiele trotz aller ihrer Verschiedenheiten gemeinsam haben. Und man wird zugeben, daß sie diesen Zug mit zahllosen anderen Menschen teilen. Je starrer aber dieser Glaube ist, um so krasser werden die Schwierigkeiten sein, die sich daraus ergeben. Und damit kommen wir zu der zweiten gemeinsamen Eigenschaft unserer Beispiele, die eine noch allgemeinere Verbreitung haben dürfte als die erste. Das ist der Bedarf an Schwierigkeiten.

Tatsächlich sind jene vier Menschen sämtlich darauf angewiesen, sich Schwierigkeiten zu suchen. Alle vier sind entmutigt. Alle vier haben es nötig, eine Distanz zwischen sich und das Leben zu schieben. Und dazu bietet ihnen der Glaube an den Sexualtrieb eine gute Gelegenheit, die noch dazu den Vorteil hat, daß sie in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung steht. Man überlege sich nur, wieviel Schwierigkeiten man durch die Anerkennung eines Sexualtriebes arrangieren kann. Alles, was bei den geschilderten Fällen an Mißlichkeiten vorkam, und noch vieles andere, gehört hierher. Die Verteilung der Liebe auf zwei verschiedene Liebespartner, das Problem der Treue und der Polygamie, die Verknüpfung der Geschlechtslust mit bestimmten äußeren oder inneren Bedingungen, wie Erniedrigung oder Heimlichkeit, die Perversionen, Fetischismus, Stärke und Schwäche der Potenz, Hyperästhesie und Frigidität.

Aber auch andere Schwierigkeiten, die nur indirekt aus dem Glauben an den Sexualtrieb erwachsen, werden gelegentlich als Ursache der erotischen Dissonanzen angeführt. Man beruft sich auf Scham oder Ekel, auf den Rhythmus des Körpers oder auf irgendwelche Eigenschaften, die zum Zustandekommen der vollen Liebe unerläßlich sein sollen. Durch alle diese Gründe wird das Scheitern der Liebesgemeinschaft aus dem Umkreis der eigenen Verantwortung hinaus und in den Bereich der unabänderlichen Gegebenheiten hineinphilosophiert. Für uns sind das aber nur die verschiedenen Formen eines betrügerischen Bankrotts. Und die einzelnen Ausflüchte interessieren uns weniger als der ihnen allen gemeinsame Zug, daß es sich dabei um einen Selbstbetrug handelt. Man nimmt etwas recht Schweres auf sich, wenn man zum Beispiel die Bankrotterklärung seiner Ehe durch eine unabänderliche Gegebenheit begründet, etwa durch die Verschiedenheit der körperlichen Rhythmen oder durch eine allmähliche Auseinanderentwicklung der beiden Gatten. Aber man macht es sich dadurch doch noch sehr viel einfacher, als wenn man zugäbe, daß der wahre Grund in der eigenen Willenseinstellung liegt. Denn

dann wäre die Lage zwar insofern erleichtert, als sie nun nicht mehr für unabänderlich gelten könnte, aber gleichzeitig wäre sie bis zur Unerträglichkeit dadurch erschwert, daß man nun die Verpflichtung hätte, sie in Ordnung zu bringen. Es gäbe keine Möglichkeit mehr, dieser Aufgabe auszuweichen. Und ehe man sich dazu versteht, zwingt man sich lieber zu dem Glauben, daß zweimal zwei fünf ist.

Es fragt sich nun aber, was es mit dem Leben und seinen Aufgaben eigentlich für eine Bewandtnis hat, weil so viele Menschen sich davor in ihre Liebestragödien zurückziehen. Dies Leben muß etwas sein, wozu Mut gehört, denn der Mutlose weicht ihm aus. Und es hat etwas mit Gemeinschaft zu tun, denn es ist ein Zeichen dieses Ausweichens, daß keine Gemeinschaft mehr zustande kommt. Wieso aber gehört zur Gemeinschaft Mut? Und wie verhalten sich Leben und Gemeinschaft zueinander?

Der Brief, der im vierten Beispiel angeführt wurde, enthält die Antwort darauf. Man scheut sich, die letzte Sicherung fallen zu lassen, die einen noch vom Mitmenschen trennt. Man will sich nicht öffnen, sich dem Partner nicht ausliefern, man scheut den Zustand völliger Schutzlosigkeit, weil man fürchtet, zertreten, verraten, vernichtet zu werden. Und man glaubt, von Kindheit auf zahllose gute Gründe für diese Vorsicht gesammelt zu haben. Gemeinschaft ist, wie der Entmutigte meint, ein Wagnis, ein Va-banque-Spiel, das meist mißlingt. Darum gehört für ihn mehr Mut zur Gemeinschaft, als er aufbringen kann. Und darum zieht er es vor, sich so zu benehmen, als ob der Sexualtrieb alle wirkliche Gemeinschaft unmöglich mache.

Tatsächlich bedeutet nun Gemeinschaft, daß jeder Beteiligte zum Teil des übergeordneten Ganzen wird. Sofern er aber Teil wird, bedarf er zu seiner Ergänzung der anderen Teile. Und wenn er sie nicht findet, was dann? Dann müßte er vielleicht zugrunde gehen. Das ist ein Irrtum, aber der Mutlose weiß es nicht anders, und darum will er lieber von sich aus ein Ganzes bleiben und sich der anderen höchstens als Hilfsmittel bedienen. Das wird am deutlichsten in den ersten beiden Fällen, trotzdem es auch für die anderen gilt. Sie bringen es nicht fertig, sich als Teile in ein Ganzes einzufügen. Sie benutzen ihre Mitmenschen nur als Werkzeuge. Und zwar tun sie das auch in erotischen Dingen. Dem starren Zwang, sich stets als die Überlegenen zu empfinden, entspricht die überaus heftige Abneigung, sich als Teil eines Ganzen oder als Hälfte eines Paares zu fühlen.

Es ist also das Angewiesensein auf die Ergänzung, es ist die Inkompletudo, die Offenheit des Systems, die in jedem Falle gefürchtet wird. Und es ist die Selbstgenügsamkeit, die Integrität, die Geschlossenheit des Systems, die um jeden Preis aufrechterhalten werden soll. Wer diese Sicherung überwindet, der hört auf, eine für sich abgeschlossene Einheit zu sein. Er wird Teil eines Paares. Seine Ziele sind nicht mehr die seinen, sondern die Ziele der Gemeinschaft treten an ihre Stelle. Er wächst also in ein Subjekt höherer Ordnung hinein.

Dies gilt aber nicht nur vom Liebespaar, sondern von jeder Gemeinschaft. Überall, wo Menschen ihre Sicherungen fallen lassen, entsteht eine überpersönliche Einheit. Sei es, daß Mann und Weib sich paaren, sei es, daß Freunde sich zusammenschließen oder daß Lehrer und Schüler sich finden. Die geheime Distanz zwischen Mann und Frau geht also auf den gleichen Grund zurück, auf dem jede Distanz zwischen Mensch und Mensch beruht: Es ist die Scheu vor dem Hineinwachsen in den nächst höheren Lebenszusammenhang.

Damit sind wir bei der dritten Gemeinsamkeit angelangt, die die Grundlage der beiden anderen bildet. Der Mut zur Entwicklung ist verlorengegangen. Gleichzeitig ergibt sich als das Charakteristische aller Lebensaufgaben, daß sie den Menschen zwingen, ein ewig offenes und darum ewig wachsendes System zu bleiben und dadurch sich immer wieder in das Ganze nächsthöherer Ordnung hineinzuentwickeln, und schließlich Teil und Träger und Vertreter der Mensch-

heit zu werden. Je mehr der Mut zu diesem Wachstum fehlt, um so dringlicher ist das Bedürfnis nach Hemmungen, die das Zustandekommen der Gemeinschaft verhindern und das offene System in ein scheinbar geschlossenes verwandeln können. Und die gewöhnlichste Sicherung dieser Art ist das Arrangement des Sexualtriebes.

Nun ist aber klar, daß jeder Mensch trotz aller Sicherungen in seinen übergeordneten Lebenszusammenhang schon eingespannt ist. Ökonomisch, sozial, politisch und auch erotisch ist er ein Teil der Gemeinschaft, und er würde sogar gekränkt sein, wollte man ihm das abstreiten. Hunger und Liebe, alle seine Bedürfnisse, machen, daß er ständig auf seine Mitmenschen angewiesen ist. Jenes Sträuben also, jene Scheu vor dem Teilsein ist nur die Scheu vor der Anerkennung der wirklichen Sachlage. Auch bei den vier angeführten Beispielen hat die Entmutigung im Grunde nichts an der Tatsache geändert, daß sie alle vier durch ihre Organfunktionen lebendige Teile ihrer Umwelt bleiben. Sie sind wie alle Menschen offene Systeme. Aber sie wollen es nicht sein. Und darum handeln sie so, als ob sie es nicht wären. Und diese Verfälschung des Sachverhaltes hindert sie daran, teilzuhaben an den gesteigerten Erlebnisformen der bewußten und klar gewollten Gemeinschaft. Alles Liebesglück, alle Freundschaft, alle Mitmenschlichkeit hat für sie den schalen Beigeschmack des Unechten und Nachgemachten. Das gilt auch für die beiden letzten Fälle trotz ihrer scheinbar sozialen Einstellung. Denn das Echte in ihrem Leben ist ihr Geltungsbedürfnis, ihr Streben nach Integrität und das Bewußtsein ihrer Vereinzelung. Die Integrität des Individuums, die Geschlossenheit des Systems ist aber wiederum nur Einbildung. Und so kommt es, daß die subjektive Wirklichkeit dieser Menschen objektiv unwirklich ist, und zwar in einem weit krasseren Sinne als die transzendentale Philosophie derartiges behauptet. Denn dieser Irrtum kann noch während des Lebens richtiggestellt werden.

Faßt man diese Ergebnisse zusammen, so kommt man auf die Formel: die sexuellen Schwierigkeiten sind Symptome einer allgemeinen Störung des Gemeinschaftsgefühles; aber sie sind notwendige Symptome, das heißt, wo eine Störung des Gemeinschaftsgefühles besteht, kann die Störung des Sexuallebens nicht fehlen*). Dieser Satz aber ist nur eine genauere Fassung der eingangs aufgestellten These, daß Eros durch Agape bedingt ist.

VII. ALLGEMEINGÜLTIGKEIT UND NOTWENDIGKEIT.

Wenn man nun vielleicht auch zugeben wird, daß diese These für einen weiten Kreis von Erfahrungen gilt, so ist doch durchaus noch nicht erwiesen, ob ihr Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit zukommt. Aber erst dann wäre sie ein Gesetz. Man kann jedoch auch auf den Gedanken verfallen, ihr zwar absolute Gültigkeit zuzugestehen, sie aber gleichzeitig für ein leeres Spiel mit Begriffen zu erklären. Wenn ich nämlich von vornherein die Definition voraussetze, daß die Liebesgemeinschaft nur ein Anwendungsfall des Gemeinschaftsgefühls ist, so folgt daraus rein logisch alles das, was hier so umständlich an der Hand der Erfahrung bewiesen werden sollte. In der Sprache Kants ausgedrückt: es handelt sich dann nur um ein analytisches und nicht um ein synthetisches Urteil; man kann also nichts Neues daraus lernen.

Wir behaupten dagegen: Wenn wir in der erotischen Beziehung zwischen Mann und Frau nichts weiter sehen als einen bestimmten organischen Ausdruck für die allgemeine Beziehung zwischen Mensch und Mensch, so handelt es sich

*) Vergleiche hierzu: Adler, „Zur Kritik der Freudschen Sexualtheorie des Seelenlebens„ in „Heilen und Bilden"; und Schwarz, „Liebe, Sexualität und Gesellschaft" in Zeitschrift für Individualpsychologie, II. 6.

dabei durchaus nicht um ein abstraktes Spiel mit Begriffen, sondern um eine mühsam erarbeitete biologische Einsicht.

Das wesentliche Hindernis, das dem Zustandekommen dieser Einsicht im Wege stand und bei unseren Gegnern auch jetzt noch im Wege steht, ist der kritiklose Glaube an einen Sexualtrieb. Aber nicht nur die Denkgewohnheit und die Massensuggestion der landläufigen Begriffe bringt so viele Menschen dazu, daß sie das Leben nicht anders ansehen können, als indem sie einen Sexualtrieb in das Leben hineinsehen. Sondern der Zwang geht von einer viel stärkeren Instanz aus. Es wurde schon angedeutet: Wenn man sich die Berufung auf den Sexualtrieb unmöglich macht, indem man ihn als Aberglauben erkennt, so wird die ethische Bequemlichkeit des Menschen um ebensoviel geringer, wie die Verantwortlichkeit größer wird. Das ahnen wir, und dagegen sträuben wir uns von vornherein. Wir ziehen es vor, aus Bagatellen Tragödien zu machen, um unserer Entwicklung aus dem Wege zu gehen.

Wer sich nun aber entschließt, die altgewohnte Anschauung, daß er einen eigenmächtigen Sexualtrieb wie einen widerspenstigen Vasallen mit sich herumführe, endgültig aufzugeben — wie soll der sich das Verhältnis zwischen seinen Wünschen und seinem Mut, zwischen seinen Organfunktionen und seiner Selbstkritik, zwischen seinem Sexualleben und seinem Gemeinschaftsgefühl nunmehr vorstellen?

Es ist klar, daß hier eine Stufung besteht. Die einzelnen Lebensäußerungen, Körpervorgänge und Bewußtseinsakte, sind koordiniert und gehören einer äußeren Schicht an, und zwar einschließlich der Zielsetzungen, die diese Lebensäußerungen ordnen. Das Gemeinschaftsgefühl dagegen, der Mut, die Kritik, das Hegemonikon der alten Griechen, bildet eine zentralere Schicht. Wie aber ist die Beziehung zwischen beiden Schichten zu denken? Und welcher Wesensunterschied charakterisiert sie?

Es ist selbstverständlich noch nicht möglich, diese Fragen endgültig zu beantworten. Aber es gibt eine Anschauungsweise, die eine exakte Orientierung zuläßt und die die Grundlage für weitere Untersuchungen bilden kann. Freilich darf man sie nicht dogmatisch auffassen. Auch sie stellt nur ein „Als ob“ dar, wie jede andere Begriffsbildung auch.

Man erinnere sich an die Terminologie Spinozas; und zwar fasse man das Individuum als Substanz auf. Mut oder Gemeinschaftsgefühl, diese in Worte nie ganz nennbare zentrale Qualität, als Attribut, und die Lebensäußerungen, die Charaktereigenschaften, die Leitlinien als Modi. Dann ergibt sich folgendes: Über die Substanz läßt sich nichts weiter aussagen als das Attribut. Wie es um seinen Mut und sein Gemeinschaftsgefühl steht, ist die einzige wesentliche Angabe, die über einen Menschen gemacht werden kann. Das Attribut äußert sich nur durch die Modi, sie sind die Konkretisierung des Attributs in der Wirklichkeit; sie sind gleichsam die Antwort, die die Substanz nach Maßgabe ihres Attributs auf die Fragen der Außenwelt gibt. (Bekanntlich hat Alfred Adler die Form der Sexualbetätigung schon vor langer Zeit als modus dicendi bezeichnet.) Ob es sich um Essen oder Küssen oder Reden oder Arbeiten handelt, alle Äußerungen müssen bei einem bestimmten Menschen zu einer bestimmten Zeit seines Lebens durch ein bestimmtes Merkmal gekennzeichnet sein, nämlich eben durch das, was wir seinen Mut und sein Gemeinschaftsgefühl nennen. Das ist das Attribut, das in keinem seiner Modi fehlen kann.

Man wird nun zunächst geneigt sein, sich das Attribut als eindimensionale Variable vorzustellen. Ihr einer Pol würde durch einen hohen Grad von Mut, Anpassungsfähigkeit, Bereitschaft zur Einordnung und zur Lösung der Lebensaufgaben bezeichnet werden. Der andere läge in der Richtung der Entmutigung, der Egozentrizität, der Starrheit und Bereitschaft zum Ausweichen. Und noch

eine Funktion dieser Variablen wäre uns bekannt. Bei sinkendem Mut tritt in den Modi immer krasser eine neue Polarität hervor, nämlich die von Minderwertigkeitsgefühl und Geltungsbedürfnis. Aber dadurch würde an der Eindimensionalität des Attributs nichts geändert werden. Das gleichzeitige Vorhandensein von Machtstreben und Minderwertigkeitsgefühl kennzeichnet nur die gegensätzlichen Arten, in denen sich das Attribut gleichzeitig durch verschiedene Modi äußern kann.

Bei genauer Überlegung zeigt sich aber, daß es im Seelenleben keine eindimensionale Variable gibt. Und die Praxis lehrt dasselbe. Zwar sprechen wir meist so, als ob es das gäbe. Wir sagen, der Mut eines Menschen ist heute größer oder geringer als vor einem Jahr, oder das Gemeinschaftsgefühl des einen ist stärker als das des anderen. Aber das sind unzulängliche Bilder, und sobald man sie zu wörtlich nimmt, gerät man in Schwierigkeiten. Denn es gibt tatsächlich in der Seele nichts zu messen, und wer da mißt und vergleicht, der wird sich alsbald dabei überraschen, daß er seine Mitmenschen nach einem moralischen Tarif beurteilt. Dadurch wird ihm ein vorurteilsloses Verhalten nahezu unmöglich, und sein Gemeinschaftsgefühl wird vergiftet.

Das Problem der Wertung würde also darin bestehen, daß wir über das Attribut mit Notwendigkeit zu zwei widerstreitenden Auffassungen kommen. Auf induktivem Wege finden wir, daß Mut und Gemeinschaftsgefühl größer oder kleiner werden können. Deduktiv läßt sich dagegen mit absoluter Sicherheit sagen, daß man diese Dinge nicht messen und vergleichen kann; daß also eine Wertung des Attributs unmöglich ist. Demnach scheint hier eine Antinomie vorzuliegen, und Theorie und Praxis müßten in unversöhntem Gegensatz beharren.

Aber der Weg zur Lösung des Dilemmas liegt in der Beziehung, die das Attribut einerseits mit den Modi und anderseits mit der Substanz verbindet. Die Notwendigkeit zum Werten ist modaler Herkunft. Die Unmöglichkeit des Wertens gilt von der Substanz aus. Alles Werten bezieht sich auf Lebensäußerungen, auf erworbene oder gewordene Eigenschaften, also auf Modi, und setzt diese in Beziehung zu praktischen Zwecken. Beide, die Eigenschaften und die Zwecke, können so allgemein sein wie möglich, sie bleiben praktisch, historisch, utilitaristisch. Und letzten Endes sind sie immer auf die Materie bezogen. Wenn wir die Gesamthaltung eines Menschen durch eine Angabe über sein Gemeinschaftsgefühl charakterisieren, so läßt sich aus dieser Angabe allerdings auch seine Eignung für das praktische Leben erschließen. Diese Wertung aber gehört zu den Modi oder, wenn man sie auf das Attribut beziehen will, so kommt sie dem Attribut nur in Hinsicht auf seine praktischen Auswirkungen zu. Ein absoluter Wert des Attributs ist dadurch nicht angegeben.

Die Unmöglichkeit, ethische Wertunterschiede zwischen den Menschen zu machen, ergibt sich daraus, daß das Attribut die unmittelbare Daseinsäußerung der Substanz ist. Leben ist Leben, Mensch ist Mensch. Jedes Attribut, als Grundlage des Lebens, ist unendlich gut; und das eine unendlich Gute kann nicht besser sein als das andere. Wer moralisch wertet, verwechselt die substanzielle Bezogenheit des Attributs mit der modalen. Und er beweist dadurch, daß auch er, wie wir alle, einen Splitter im Auge hat. Je mutiger wir werden, um so klarer werden wir sehen; und um so weniger Wertunterschiede werden wir wahrnehmen.

Will man ein Gleichnis haben, das die ethische Gleichwertigkeit aller Menschen trotz der praktischen Verschiedenheit ihrer Fehler zur Darstellung bringt, so stelle man sich den Torso einer antiken Statue vor. Aber damit das Gleichnis brauchbar sei, muß man das Kunstwerk als ästhetisch vollkommen denken. Dann enthält der Torso die ganze Schönheit in jedem seiner Glieder. Die ganze Statue ist nicht schöner als jeder ihrer Teile. Und doch erscheint jedes Glied, das etwa noch aufgefunden wird, als eine gewaltige Bereicherung dessen, was schon da war. — Die Schönheit ist das Attribut, die Glieder sind die Modi. — Dies

Attribut, der ideelle Wert, ist unendlich und nicht meßbar und nicht variabel. Die Modi, der praktische Bestand, kann sich ändern. Er kann wachsen bis zur praktischen Vollständigkeit. Der Torso ist also von Anfang an ästhetisch vollkommen, und trotzdem besteht die Verpflichtung, ihn praktisch immer weiter zu vervollständigen. So steht auch der neurotische Mensch, der an seinem Mute Abbruch erlitten hat, in seinem ideellen Werte durchaus gleichberechtigt neben allen anderen Menschen. Aber er entgeht dadurch keinesfalls der Verpflichtung, sich praktisch zu vervollständigen, weil er sonst ein nutzloser Torso bleibt, der im Leben des Alltags nach und nach zerbröckeln würde.

Für die vorliegende Untersuchung ergibt sich hieraus, daß der eine Partner nie zu gut oder zu schlecht für den anderen sein kann. Alle Unterschiede zwischen Mann und Frau sind auf die verschiedene Eignung zu praktischen Zwecken beschränkt. Wer die ethische Überlegenheit oder Unterlegenheit seines Partners sucht oder fürchtet, fällt einem tendenziös konstruierten Vorurteil zum Opfer.

Dieser Schritt zur Klärung des Wertproblems ist der erste Vorteil, den die spinozistische Ausdrucksweise uns bietet. Ihr zweiter Vorteil besteht darin, daß es niemandem einfallen kann, aus der allgemeinen Qualität, die hier Attribut heißt, eine eigene Wesenheit zu machen, wie man es fälschlicherweise mit der Sexualität getan hat, als man sie zur Libido verselbständigte. Im Gegenteil, jeder Modus, jede Leitlinie bleibt unmittelbar eine Eigenschaft des Individuums, aber sie zeigt stets als charakteristisches Merkmal den Mut und das Gemeinschaftsgefühl. Damit ist gesagt, daß es weder Triebe mit eigener Gesetzlichkeit noch unveränderliche Charakterzüge gibt. Sondern alles am Menschen kann sich ändern. Und zwar bedeutet eine Änderung des Attributs eine durchgehende Änderung sämtlicher Modi, während eine Änderung des einzelnen Modus auf das Attribut keinen Einfluß hat. Daraus folgt für die Therapie, daß ein Fehler nie im Modus verankert ist, in dem er sich äußert, sondern immer im Attribut; und daß darum alle Verschiebungen in den Modi ohne Änderung des Attributs zwecklos sind.

Die körperlichen Eigenschaften aber, wie Größe, Geschlechtsmerkmale, Rasseabzeichen und auch die körperlichen Defekte, sind zwar Gegebenheiten, mit denen zu rechnen ist wie mit einem bestehenden Kapital. Aber sie enthalten für das Attribut keinerlei Bestimmung. Ihr Einfluß beschränkt sich auf die Gestaltung der Modi, kann also für den Menschen nicht wesentlich sein. Was aber der Mensch aus ihnen macht, das hängt von seinem Attribut ab und wird sich ändern, wenn das Attribut sich ändert. Auch eine fundamentale körperliche Eigenschaft, wie der Stoffwechsel, ist als Modus zu bezeichnen. Ob, wie stark, in welcher Weise und zu welchem Zweck der Stoffwechsel vor sich geht oder angestrebt wird, das hängt genau so wie die Lösung jeder anderen Lebensaufgabe vom Attribut ab. Was aber von Atmung, Nahrungsaufnahme und Verdauung gilt, das gilt natürlich auch von der Sexualfunktion. Sie ist einer von den vielen Modi, in denen es sich zeigt, ob die Einordnung des Individuums in die soziale Umwelt gelingt oder mißlingt, ob sein Attribut nützliche oder schädliche Modi hervorbringt.

So sind wir bei der einfachen Formel angelangt: Die Sexualität verhält sich zum Gemeinschaftsgefühl wie Modus zu Attribut. Damit ist die wechselseitige Bedingung zwischen Eros und Agape eindeutig bestimmt. Der Modus kann unmöglich gut funktionieren, wenn ein Fehler im Attribut steckt. Das heißt, die Erotik kann nicht in Ordnung sein bei einem Menschen, dessen Mut oder Gemeinschaftsgefühl etwas zu wünschen übrig läßt. Und da der Modus keinen Fehler haben kann, der nicht im Attribut begründet wäre, so muß jeder Fehler des Liebeslebens seinen Grund in einem Fehler des Gemeinschaftsgefühles haben.

Und nun zeigt sich der dritte Vorteil dieser Terminologie. Sie ermöglicht nicht nur die adäquate Kennzeichnung des Sachverhaltes, sondern sie garantiert auch die Allgemeingültigkeit und die innere Notwendigkeit des dargestellten Zu-

sammenhanges. Und zwar tut sie das, trotzdem sie nicht zur Grundlage einer umfassenden individualpsychologischen Systematik erhoben werden darf. Das Geltungsbereich dieses „Als ob“ ist ausdrücklich auf das Verhältnis zwischen den einzelnen Lebensäußerungen und dem Mut oder dem Gemeinschaftsgefühl des Individuums zu beschränken. Für andere Probleme, wie etwa die psychische Entwicklung oder das Altern, oder gar für die Bestimmung der Lebensziele, enthält sie keine ausreichenden Hilfsmittel. Aber soweit sie gilt, gilt sie ausnahmslos und notwendig. Sie ist ein „Als ob“ in demselben Sinne, wie jedes Naturgesetz ein „Als ob“ ist. Und somit sind wir berechtigt, für unsere These die Würde eines Gesetzes in Anspruch zu nehmen.

VIII. DIE ALTERNATIVE MUT ODER QUAL.

Freilich werden unsere Gegner nach wie vor sagen, daß wir diese Gesetzlichkeit in die Phänomene hineinsehen, während wir meinen, daß sie uns aus den Phänomenen entgegentritt. Indessen die Frage, ob es sich hier um Konstruktion oder um Einsicht handelt, kann vorläufig, solange wir noch keine erkenntnistheoretische Fundamentierung der Psychologie besitzen, nur aus der weiteren Erfahrung entschieden werden. Die Konstruktion muß zu Fehlern, theoretischen Widersprüchen und praktischen Leidenszuständen führen. Die Einsicht muß sich als theoretisch widerspruchslos und therapeutisch heilsam erweisen. Nach diesem Kriterium aber dürfte die Kontroverse zwischen Triebpsychologie und Individualpsychologie sehr gründlich zugunsten der letzteren entschieden sein. Die Konstruktion, das unbrauchbare „Als ob“, befindet sich auf seiten der Triebpsychologie.

Aber das Leben erzwingt schließlich die Korrektur aller Irrtümer. Denn die falsche praktische Haltung, welche mit der falschen Theorie verbunden ist, führt notwendigerweise in ein Labyrinth von Verwirrung und Qual. Der Glaube an den autonomen Sexualtrieb, der dem Menschen die Verantwortung für sein sexuelles Verhalten scheinbar erleichtert, führt nicht nur, wie es seine geheime Absicht war, zur Umgebung der Gemeinschaftsprobleme und damit zur Umgehung der Lebensentfaltung, sondern auch zu den Qualen und Quälereien, die mit dem Zurückbleiben hinter der zuständigen Entwicklungsstufe notwendig verbunden sind.

Da es sich beim Hineinwachsen des Menschen in die Menschheit um eine Funktion der Zeit handelt, treten diese Leidenszustände am deutlichsten im Zusammenhang mit dem Altern hervor. Der Husar des ersten Beispiels leidet noch wenig, aber hin und wieder taucht doch schon der Gedanke an ein vereinsamtes und freudloses Greisenalter wie eine lähmende Drohung in ihm auf. Die Schriftstellerin zeigt eine ausgesprochene Angst vor dem Altwerden. Die Hast ihres Suchens nach dem Achill (das heißt nach der Liebe, nach dem Sinn des Lebens), den sie sich doch immer wieder in einen Thersites umdichtet (also in Lieblosigkeit und Unsinn), diese Hast steigt mit nahendem Klimakterium immer heftiger an. Der „Heilige“ quält sich sehr, aber er weiß es gut zu verbergen. Die Furcht, daß er auf falschem Wege sein und am Leben vorbeileben könnte, überfällt ihn immer häufiger und macht sich in schmerzlichen Grübeleien Luft. Die Frau des Juristen hat ständig mit Depressionen zu kämpfen, seitdem es ihr klar wurde, daß ihr ein wesentliches Erlebnis, die erotische Beglückung, nie zuteil geworden ist.

Niemand entgeht der Qual, der den gesunden Weg der Entwicklung, nämlich jenes harmonische Hineinwachsen in die Menschheit, einmal verfehlt hat. Er wird leiden, bis er die normale Entwicklungsrichtung wieder findet und bis er die Hindernisse, hinter denen er sich versteckt, beiseite räumt. Und zu diesen Hindernissen gehört auch der Glaube an den Sexualtrieb. Wer also an der Triebtheorie festhält, tut es, weil er sich vor dem Wagnis, der Verantwortung und der Steigerung seiner Erlebnismöglichkeiten fürchtet. Je mehr er sich fürchtet, um so mehr wird seine Entwicklung gehemmt und um so mehr wird er unter den Folgen dieser Hemmung leiden.

So dürfte es also klar sein, warum die Konstruktionen der Triebpsychologie nur so langsam in der Wissenschaft und in der öffentlichen Meinung durch eine bessere Einsicht ersetzt werden können. Die Wissenschaft und die Weltanschauung ist für den Einzelnen auch nur ein Modus und als solcher durch das Attribut bedingt. Je mutloser also der Mensch ist, um so mehr wird er zu einer Ansicht neigen, die ihn von der Verantwortung für sein Schicksal befreit. Je mehr sein Mut wächst, um so mehr Verantwortung wird er auf sich nehmen, um so näher wird seine Einsicht an die Wahrheit heranreichen. Wir können darum, wie schon gesagt wurde, die Triebpsychologie nur aus der Welt schaffen, wenn wir den Mut der Menschen so weit heben, daß sie nicht mehr nötig haben, ihr Ausweichen vor dem Leben durch die Berufung auf ihre Triebe zu rechtfertigen.

Diese Ermutigung aber kann direkt nur im persönlichen Gespräch geschehen. Durch das geschriebene Wort kann man sie nur indirekt anbahnen, und zwar durch den Hinweis auf den Vorgang der Ermutigung selbst.

Es ist eine Eigenschaft des mutigen Menschen, daß er auf alle Menschen in seiner Nähe ermutigend wirkt. Der Mut steckt an. Und zwar dürfte diese Angleichung der Attribute meist in drei Phasen verlaufen. Zunächst ahmt der Mutlosere den Mutigeren nach. Er richtet seine Modi so ein, als ob sein Attribut wüchse. Aber dieser Schein kann nicht lange standhalten. Alsdann beginnt er den Mutigeren zu hassen, weil er fühlt, daß er nicht neben ihm bestehen kann, ohne sein Attribut, und das heißt sich selbst, tatsächlich zu ändern. Gelingt es aber, die Verbindung zwischen beiden in dieser Zeit des Widerstandes und der Feindschaft aufrechtzuerhalten, so tritt die Ermutigung des Mutlosen mit Notwendigkeit ein. Er lernt, daß seine Lebensäußerungen nur deshalb verkrampft und gehemmt sind, weil sein Mut so schwach ist, und nicht etwa umgekehrt. Dadurch fällt allmählich der Grund für die Mutlosigkeit fort, und weil dem Wachsen des Mutes nun nichts mehr im Wege steht, wächst er von selbst. — Das wäre das Schema des gewöhnlichen dreiaktigen Ehedramas mit günstigem Ausgang.

Tatsächlich ist es sinnlos, wenn der eine Partner sich fürchtet, den anderen zu lieben, ehe er die Garantie hat, daß er wiedergeliebt wird. Der eine kann kaum mit dem Modus, mit der Sexualfunktion des anderen Mißbrauch treiben; seine Liebe, sein Attribut, kann er nun und nimmer mißbrauchen. Es bleibt ihm nichts übrig, als davor zu fliehen oder daran zu wachsen. Es liegt also nur insofern eine Kluft zwischen Mann und Frau, als die beiden sich so benehmen, wie wenn eine solche Kluft vorhanden wäre. Und sie benehmen sich so, weil sie sich fürchten, einfach aufeinander zuzugehen. Und sie fürchten sich aufeinander zuzugehen, weil sie glauben, daß jene Kluft zwischen ihnen läge. Oder kraß gesagt: Mag die Hemmung in der Kinderzeit entstanden sein wie sie will, für den Erwachsenen liegt der einzige Grund seiner Liebeshemmung in der Hemmung des Mutes. Aber eine Hemmung, ein Negativum, kann nicht allein für sich existieren. Jede Hemmung verschwindet, wenn sie keinen Grund mehr hat, auf den sie sich berufen kann. Sie verschwindet wie der Schatten, wenn kein Ding mehr da ist, das das Licht aufhält.

So wird auch die geheime Distanz zwischen Mann und Frau verschwinden, weil die Distanz zwischen Mensch und Mensch verschwindet. Das aber wird mit Naturnotwendigkeit eintreten, wenn wir auch noch weit davon entfernt sein mögen. Denn das Leben muß die Menschen in immer größere Qual verstricken, bis sie lernen, daß es gar keinen Grund gibt, sich von seinem Nächsten fernzuhalten und sich dadurch der Entwicklung zu entziehen.

Der Kampf der Frau um ihre gesellschaftliche Stellung im Spiegel der antiken Literatur*)

Von Dr. D. E. OPPENHEIM (Wien)

Wer geschichtliche Forschung pflegt, sucht die Antike in den Stammbaum unserer Kultur einzuordnen, wer sich mit Soziologie beschäftigt, sieht in ihr Urbild oder Typus aller und jeder Kulturentwicklung. Von dem Gesichtspunkte betrachtet, interessiert sie aber auch den Individualpsychologen, der ja im Grunde immer Sozialpsychologie betreibt, da er das Individuum grundsätzlich aus dem Grade seiner Verbundenheit mit der Gemeinschaft beurteilt. In dem Sinne soll hier versucht werden, das Ringen der Frau um ihre gesellschaftliche Stellung im Spiegel der antiken Kultur zu betrachten und typische Kampfformen herauszufinden, die auch der Gegenwartsarbeit des Arztes und Erziehers Richtung zu geben geeignet sind. Der Kampf der Frau um ihre soziale Position ist ein Ausdruck der Unzufriedenheit mit den Zuständen, die der Mann im Einklange mit seinen Anschauungen über das Verhältnis der Geschlechter geschaffen hat. In der Überzeugung, die Frau sei leiblich, geistig und sittlich ein minderwertiges Wesen, hält er sie in lebenslänglicher Hörigkeit. Am öffentlichen Leben teilzunehmen, bleibt ihr versagt, ihr Bereich ist das Haus. Aber das Regiment gehört auch dort dem Mann, und mag es der Vater, der Bruder, der Gatte führen, immer hat die Frau allerlei Zwang und Lieblosigkeit zu erdulden, und selbst die Liebe wird ihr kaum anders als einer Sklavin aufgedrängt. Auszusprechen, was sie leidet, muß sie dem tiefen Mitgefühl eines Dichters wie Euripides überlassen, sie selbst schweigt. Aber sich zu wehren, versucht sie so gut es geht, und welche Mittel sie zu dem Zwecke braucht, will die folgende Übersicht zeigen.

Die „Unberührte" **„integra"** sträubt sich in jeder Weise gegen Mannesliebe und Eheleben. Unterliegt sie trotzdem, so schmollt sie, flieht ihren Überwinder und spielt womöglich die Witwe **„vidua"**. Oder sie verleidet ihm den Genuß durch passiven Widerstand **„frigida"**. Mitunter setzt sie einer Leidenschaft durch demonstrative Schamhaftigkeit enge Grenzen und rächt sich bisweilen grausam, wenn er sie durchbricht, **„pudica"**. Umwallt sie sich mit ausgesprochenem Ekel gegen alles Sexuelle, dann ist sie **„fastidiosa"**. Versuchungen, die ihren Widerstand lähmen können, meidet sie durch Schüchternheit **„verecunda"**; hat die Liebe bereits über sie Macht gewonnen, dann widerstrebt sie ihr halsstarrig **„cervicate"** oder beraubt sich absichtlich des Liebreizes **„invenusta"**, verekelt sich sogar bisweilen dem Bewerber **„immunda"**. Geht sie doch eine Liebesbeziehung ein, so tröstet sie sich gerne mit dem Gedanken, es nur gezwungen zu tun, **„invita"**. Auch verlangt sie, ihr Leben lang nur einem Mann gehören zu müssen: **„univira"**.

Halbe Hingabe ist die Art der **„semiintegra"**, die teils der buhlerischen Aphrodite, teils der jungfräulichen Athene gehorcht. Ihr Gebaren ist noch harmlos, wenn sie dem Mann das eine weigert, das andere gewährt. In dem Falle nennen wir sie die halb Wehrlose **„seminuda"**. Bisweilen wird sie, um nur die anatomische Unschuld zu retten, zur **„perversa"**, die sich entweder als Knabe gebrauchen läßt **„paedicata"** oder sich gar zur **„fellatrix"** erniedrigt. Vor dem Mann flieht die **„prodigiosa"**, die bis zum Wunder unnatürliche, zum „Männchen", indem sie sich mit Tieren einläßt. Gegen den fremden Mann schützt sich die **„incesta"** durch Hingabe an den nächsten Verwandten, sei es den Vater, sei es den Bruder. Auf

*) Autoreferat nach einem am II. Internationalen Kongreß für Individualpsychologie, Berlin (5. bis 7. September), gehaltenen Vortrag.

demselben Wege wandelt die **„philostorga“**, begnügt sich aber, die Anhänglichkeit an Eltern und Geschwister stärker zu pflegen als das Verlangen nach Minne und Mutterglück.

Grundsätzlich die Weiblichkeit zu verleugnen und Manneswerk zu betreiben, ist die Art der **„mascula“**; wenn sie nach dem Vorbilde eines stärkeren Vaters oder Bruders in der Vermännlichung so weit geht, Manneswaffen anzulegen, wird sie zur **„virago“**, zum Heldenweib, und streift entweder einsam durch die Wälder, **„solivaga“** oder wagt es, mit Männern, sei es im blutigen Kampf, sei es im friedlichen Wettspiele, ihre Kräfte zu messen, **„Amazone“**. Verleugnung der Weiblichkeit äußert sich nicht immer in der Abkehr von der Sexualität. Denselben Zweck verfolgt die **„impudica“** durch die Gewöhnung an männliche Schamlosigkeit. Auf diesem Wege sich so weit zu vermännlichen, daß sie mit Weibern verkehrt, als wäre sie ein Mann, kennzeichnet die **„lesbias“** oder **„tribas“**. Behält sie zwar die natürliche Neigung zum anderen Geschlecht, beansprucht aber im Liebesgenuß den Platz, den sonst der Mann einnimmt, ist sie **„incuba“**. Männlich gebärdet sie sich auch, wenn sie selbst um Liebe wirbt **„procax“** oder polygame Gelüste entwickelt **„virosa“**. Ein Weib, das im Gefühle der Schwäche ihres Geschlechtes durch große Vorzüge mehr zu werden sucht als nur ein Weib, ist die **„heroine“**. Sie hat ihr Ziel erreicht, wenn sie wenigstens alle anderen Frauen an Tugend übertrifft **„plus quam femina“**. Noch besser entspricht es aber ihrem Wesen, wenn sie sich einen Platz neben den großen Männern erringt und die anderen neben ihr wie Weiber erscheinen **„virilis“**.

Im Dienst einer Gottheit zeitweilig oder ständig Enthebung von Hausfrauen- und Mutterpflichten zu suchen, ist die Art der **„devota“**, die als Gegenspielerin der mannfrommen Frau besonders in den Bacchuslegenden hervortritt. Mit ihr nahe verwandt ist die „weise Frau“, die **„saga“**. Denn Weisheit ist ursprünglich Vertrautheit mit göttlichen Dingen; göttliches Wissen um die Zukunft macht die saga zur **„divina“**, zur Seherin. Bei dieser ist das Gefühl der weiblichen Schwäche durch ängstlich gespanntes Vorahnen drohender Gefahren wettgemacht. (Kassandranaturen.)

Mit listigen Künsten der männlichen Stärke Trotz zu bieten, den Lauf der Welt zum eigenen Vorteil so umzukehren, daß unten und oben ihren Platz tauschen und in feindseliger Erniedrigung anderer, besonders des andern Geschlechtes für sich Erhöhung zu suchen, ist die Art der Zauberin **„maga“**, die somit die Eigenschaften der Listigen **„versuta“**, der Widerspenstigen, **„rebellis“**, und der Frau „Umgekehrt“ **„reflectens“** in sich vereint und als schadenstiftende **„malefica“** neben die **„maledica“**, die Lästerin, gehört, denn eine „Bosheit“ **„malevola“** ist auch sie. Daß sich aber ihre Gesinnung in Taten äußert, macht sie zur Unholdin **„immanis“**.

Mit dem Erstarken des wissenschaftlichen Denkens wird die weise Frau, die saga zur Studierten **„docta“**; denn auch diese neue Art des Wissens ist Macht und darum Hilfe gegen weibliche Ohnmacht. Das Drängen der docta nach Manngleichheit wird besonders deutlich, wenn sie zugleich fastidiosa ist und sich von der Sinnlichkeit mit Ekel abkehrt. (Hypatia.)

Aber Macht ist doch vor allem politische Herrschaft, und darum sucht die Frau auch auf diesem Gebiete emporzukommen. So entsteht der Typus der **„regia“**, den in der griechisch-orientalischen Sage die Königin Semiramis, in der griechischen Geschichte Aspasia, die Lebensgefährtin des Perikles, in der römischen Fulvia, das Weib des Triumvirn Antonius, und viele andere vertreten.

Bei den bisher besprochenen Typen finden wir ein gradliniges Streben nach Männlichkeit oder doch scharfe Abkehr von allem Weiblichen. Eine Frau, die grundsätzlich ihre Weiblichkeit anerkennt, aber durch einen persönlichen Vorbehalt ihr Zugeständnis wieder aufhebt, ist die **„fastosa“**, die Spröde, der kein Mann gut genug ist, sich ihm zu unterwerfen. Denn daß Liebe für die Frau Unterwerfung bedeutet, steht ihr nicht minder fest wie der integra. Mit der

fastosa nahe verwandt ist die **„difficilis"**, die Schwierige, die zwar nicht auf jeden Mann herabsieht, aber den Anspruch macht, den zu bekommen, der ihr leidenschaftliches Geltungsstreben befriedigt, weil er selber schon hoch steht oder in irgendeinem Wettkampf, sei es die Mitbewerber, sei es sie selbst übertrifft.

Völlig bereit, Liebesbeziehungen einzugehen, ist die **„triumphatrix"**. Aber warum? Sie erwartet im Liebeskampf nicht dem Manne zu unterliegen, sondern umgekehrt, ihn zu unterjochen. Benützt die Siegerin ihre Übermacht, den Mann als Hörigen zu behandeln, dann wird sie zur **„imperatrix"**, führt sie die Herrschaft mit Grausamkeit, dann nähert sie sich der **„immanis"**, der Unholdin. Den Sieg, den die triumphatrix beim Manne sucht, möchte die **„rivalis"** im Wettstreit mit anderen Frauen davontragen. Sie ist **„venusta"**, wenn sie um den Schönheitspreis wirbt, **„honesta"**, wenn sie auf ihre Tugend, ihre Kinder, ihren Gatten stolz ist, **„culta"**, wenn sie mit ihrer modischen Bildung und Eleganz prunkt.

Die Frau, die mit ihrem Mann rivalisiert, nennen wir **„aemula"**. Sie vergleicht Frauenreiz mit Knabenreiz, weibliche Liebesmacht mit männlicher Kriegsmacht und findet den Vorzug auf seiten des schwachen Geschlechtes. Hingegen erscheint ihr der Mann im Vorteil, wenn sie die Rolle, die er in Liebe und Ehe spielt, mit der ihren vergleicht. Daher protestiert sie als **„querula"** gegen diesen Unterschied.

Als **„contemptrix"** gibt sie ihrem Gemahl zu fühlen, daß sie Grund habe, auf ihn herabzusehen (vergl. die fastosa), als **„beatrix"**, daß sein Glück ihr Werk ist, als **„servatrix"**, daß sie ihn sogar gerettet hat. Im Gefühl ihrer Überlegenheit, das sie auf solche Art gewinnt, beansprucht sie mitunter, von ihm als Herrin **„domina"** anerkannt oder sogar angeredet zu werden. Trifft sie schon die Liebeswahl in der Absicht, dann gilt von ihr, was von der difficilis gesagt wurde.

Neben die aemula, die vor dem Gemahl etwas voraus haben möchte, gehört die **„zelotypa"**, die Eifersüchtige, die nicht duldet, daß sie auf ihrem eigensten Gebiet, in der Liebe, verkürzt werde. Das Recht, eheliche Treue zu verlangen und deren Verletzung zu ahnden, soll nicht nur dem Manne zustehen, sie fordert es auch für sich, um es entweder auszuüben oder um zu entsagen und sich dafür selber nach Belieben auszuleben. Im ersteren Falle kann sie bis zur Ermordung der Rivalin, des Gatten und der eigenen Kinder kommen, im zweiten wird sie zur Ehebrecherin **„adultera"**. Soweit geht aber nicht bloß die Frau, die sich schon betrogen fühlt.

Bei der **„neglecta"** ist die Untreue ein Protest gegen lieblose Vernachlässigung, bei der **„stimulatrix"** ein Kunstgriff, um den Mann zur Eifersucht zu reizen und auf dem Wege seine erkaltende Leidenschaft neu zu entfachen, bei der **„insultatrix"** ein Mittel, den rechtmäßigen Gatten mittels des Buhlen herabzusetzen und auch umgekehrt. Auch Auflehnung gegen den Zwang zur weiblichen Tugend führt zum Ehebruche. In dem Fall ist die adultera nur eine Art impudica. Während zelotypa und adultera dem Mann die schrankenlose Liebesfreiheit bestreiten, erhebt sich die **„parens"**, die Gebärerin, gegen seine Anmaßung, der eigentliche Schöpfer und der Alleinbesitzer der Kinder zu sein. Für eine ledige Mutter, **„innupta"**, kann der Mann, der sie befruchtet hat, nichts, die Frucht, die ihrem Schoß entspringt, alles bedeuten. Die legitime Frau, **„matrona"**, macht wenigstens ein Mitbestimmungsrecht über die gemeinsame Nachkommenschaft, besonders über die Töchter, geltend und findet im Mannestum ihrer Söhne für sich selbst eine Art Vermännlichung.

Im Gegensatz zu den Frauen, die gegen die geltende Ordnung des Geschlechtslebens aufbegehren, verzichtet die **„morigera"**, die Willfährige, auf jeden Widerstand und erniedrigt sich bis zur Sklavin des Mannes, **„serva"**, um schließlich durch Dienen zum Herrschen zu gelangen.

Unbekümmert um den Gegensatz der Geschlechter scheint die **„superba"**, die Hochmütige, die auf Mann und Frau gleichermaßen herabsieht. In Wahrheit sucht sie den sozialen Rang, der dem Weibe als Gattungswesen versagt ist, für ihre

Person zu gewinnen und gebärdet sich, um des Erfolges sicher zu sein, noch hochmütiger als jeder Mann.

Grundsätzlich verschieden von allen bisher besprochenen Typen ist erst die **„communis"**, die nicht im Gegensatz zu den Herren der Schöpfung orientiert ist, sondern an der Gemeinschaft, welche die Frauen untereinander verbindet und sich bei kleinen wie bei großen Gelegenheiten in gegenseitiger Hilfe betätigt.

Mit der communis innerlich verwandt ist die **„aequalis"**, die für sich und ihresgleichen vom Manne Anerkennung ihrer Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung in Anspruch nimmt. In der Ehe soll er nicht nur die Heiligkeit der fleischlichen Gemeinschaft ehren, sondern auch geistige und Schicksalsgemeinschaft mit der Gattin pflegen, im Staat die karg bemessene Freiheit der Frau wenigstens nicht durch gehässige Ausnahmsgesetze noch mehr beengen. An der Regierung des Staates mitzuwirken, hat wohl die aequalis erst am Eingange der neuesten Zeit, in der französischen Revolution, gefordert.

Anfänge und Entwicklung des männlichen Protests

Von Dr. ALICE FRIEDMANN (Wien)

Achtzehnjähriges Mädchen, auffallend hübsch, graziös, Ausdruck gestört, sinnlich. Vater entmutigter Tyrann mit sadistischen Neigungen, neurotischer Geizhals, übertrieben moralisierend bei anstößiger Lebensführung, die den Kindern und allen bekannt. Zynische Verachtung der Frau.

Mutter wird allgemein als schwer nervös bezeichnet. Egoistische Teilnahmslosigkeit. Revoltiert gegen die Despotie des Mannes und ihre materielle Abhängigkeit durch neurotische Krankheiten. Zur Opernsängerin ausgebildet und ausgezeichnet begabt, ist sie kurz nach ihrer Ausbildung in eine Ehe geglitten, die sie verachtet und die von beiden Seiten systematisch zerstört wird. Sie begräbt ihren unerfüllten Ehrgeiz in einem tatenlosen Leben.

Die Bilder der beiden Eltern wirken auf die Kinder, haben im Falle der Ältesten bereits zu einer schweren psychischen Erkrankung, manisch-depressivem Irresein, geführt und gefährden auch die Jüngeren. Die elfjährige Tochter und der fünfzehnjährige Sohn gelten zunächst nur als unleidlich schlimm und faul.

Die Kinder waren vom Vater sehr streng gehalten, durften nur auf Befragen sprechen, sind auch mißhandelt worden. Der Gegensatz zu der Aufführung des Vaters außerhalb der Familie, sein Geiz, die Leiden der Mutter haben die Eifersüchteleien der Geschwister zu ganzen Kriegen verschärft. Zwischen der Ältesten und der kecken, verwöhnten Jüngeren klafft ein tiefer, schädlicher Konflikt. Auch der vorgezogene, intelligente Bruder drückt auf das Selbstbewußtsein und die Erwartungen der Ältesten.

Mit den Methoden steht sie durchaus auf seiten des Vaters. In der großen Schwierigkeit, in dem zerrütteten Elternhaus irgendeine Orientierung zu finden, hat sie die Moralreden des Vaters aufgegriffen, nicht ohne die Möglichkeit eines zynischen, gewaltsamen Durchbruchs ahnend im Auge zu behalten und die Umkehrung dieser Lehren gründlich zu erlernen.

In der Praxis konnte sie kaum anders als auf seiten der leidenden Mutter stehen. Daher bezog sie die offizielle Motivierung zu der unerhörten Trotzstellung gegen den Vater. Sie trat mit den Methoden des Vaters als Rächerin der Mutter auf und vermochte daher die moralischen Ergüsse und den Hinweis auf den eigenen Edelmut beizubehalten.

Sie soll sehr gut, wenn auch mühsam und pedantisch, bis zum 13. Jahre gelernt haben. Dann gab eine Lungenaffektion, verschiedene Landaufenthalte und Kuren Anlaß, das Lernen ganz beiseite zu setzen.

Die ausschließliche Beschäftigung mit sich und dem eigenen Körper verschärften die neurotische Einstellung. Frühe Erfolge verstärkten das erotische Moment und ließen den Wunsch und den Mut zur Leistung immer mehr verblassen.

Nach längerem Aufenthalt zu Hause fiel sie an einem ihrer Pflegeorte in eine schwere Depression, die durch allerlei äußere Umstände, das Verlassensein, Zurücksetzung, Strenge und vor allem das Näherrücken einer Lösung der erotischen Frage, begünstigt wurde. Sie ging bis zur körperlichen Verwahrlosung, völligen Untätigkeit und Verzicht auf die Sprache.

Da ihr Lungenzustand sich verschlechterte, wurde sie vom Vater nach Davos geführt und dort in einer Pension untergebracht. Dort war sie keiner besonderen Aufsicht anvertraut. Aus einer Provinzstadt und der Abgeschlossenheit einer unglücklichen Familie in den Wirbel des mondänen Lebens versetzt, sich selbst überlassen, ohne den geringsten Grad von Selbständigkeit erlangt zu haben, erst in Sklaverei gehalten, dann allen Möglichkeiten preisgegeben, führte sie ihre Krankheit in die manische Phase über.

Wie sehr diese auch in dem vorangehenden Stadium schon vorbereitet und begründet, so stand doch ihr Auftreten in einem sinnvollen Zusammenhang mit der veränderten Situation. Das Verhalten in dieser Phase der Krankheit ist aus den Erlebnissen der Kindheit und aus dem Protest gegen den Vater zu verstehen. Die Siebzehnjährige erledigte in wenigen Wochen eine große Anzahl von sexuellen Abenteuern und machte Schulden auf den Namen des Vaters. Es war ein ausgesprochener Racheakt. Wie einer aus Angst vor dem Tode Selbstmord begeht, so stürzte sie sich in die Erotik aus Angst vor ihrer weiblichen Rolle. Sie entwertete den Mann wie der Vater die Frau und bewegte sich also dabei auf der männlichen Linie. Sie verwendete die furchtbaren Lehren des Vaters, indem sie seine Tochter der Erniedrigung preisgab, die er den Frauen zugedacht hatte. Sie vergaß nicht, ihn in seinem Gesetze wirksam zu treffen, und zeigte dabei, daß Verschwendung und Geiz, beide aus Tyrannei, Rücksichtslosigkeit und Verachtung der anderen geboren werden. Der Sinn dieser Exzesse, die sie wie eine Verhöhnung und gleichzeitig Übereinstimmung elterlicher Erziehungsmaximen beging, war letzen Endes der Notschrei, daß man ein Mädchen nicht allein lassen dürfe. So ist das Schwächegefühl auch in der manischen Phase evident.

In einer späteren Zeit, als die Krankheit schon im Abklingen war, waren die Protestmethoden in ihrem Verhalten noch deutlich zu erkennen, wenn auch mehr verhüllt und feiner ausgearbeitet.

Die Leistung, zu der sie sich am ehesten aufraffen konnte, war die Handarbeit. Sie wählte das ganze „Weibliche“ für sich. Die nächsten Versuche galten der Ausbildung ihrer Stimme, in der sie mit der Zaghaftigkeit das Vorbild der Mutter suchte. Eine Brücke über die große Unsicherheit suchte sie in einer übertriebenen Geschwätzigkeit. Man fühlte sich an das Redeverbot des Vaters erinnert. In ihrem Verkehr mit Menschen gab es Methoden, die sie in jener Zeit ausgebildet haben muß, als sie wahllos mit Fremden in nahe Beziehungen trat. Sie überwand den Schrecken, den ihr jede neue Bekanntschaft einflößte, durch eine lebhafte, oft absurd wirkende Technik, Ähnlichkeiten mit bekannten Personen herauszufinden. Es war ihre Methode, intim zu werden. Die egoistische Art, mit der sie sich des andern dann bemächtigte, drückte sich darin aus, daß sie ihn übersah und überhörte.

Bei alledem trug sie kein trotziges, sondern ein schmeichelndes Wesen zur Schau. Sie betonte darin die erotische Linie, wie auch in ihrer Putzsucht. Sie verfehlte aber nicht, die besten Grundsätze zu predigen. Für die Forderung, daß man sie nicht allein lassen dürfe, brachte sie noch manche Illustrationen, indem sie kleine Besorgungen verfehlte, auf der Stiege Herzklopfen bekam usw. Den

größten Eindruck machte ihr die Idee von der Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit aller Menschen.

Interessant sind drei Kindheitserinnerungen: 1. Sie ist zwei Jahre alt, ganz klein und hübsch wie ein Engel, bei Großmutter zu Besuch. Die Großmutter brät Erdäpfel. Da packt sie schnell ihre ganze Schürze voll davon und läuft weg. Alle laufen ihr nach, suchen sie, sind verzweifelt. Man findet sie, wie sie mit vollen Händen Erdäpfel in den Mund stopft.

Diese Erinnerung hat eine wunderliche Beziehung zu ihrem schlimmsten Erlebnis. Die rachsüchtig sentimentale Vorstellung, sie könnte einmal fortlaufen und von allen gesucht und beweint werden, liegt eben in ihrer ganzen Haltung zum Mitmenschen. Der Entschluß, sich dabei irgendwelche Genüsse heimlich und ohne Maß zu verschaffen, liegt auf derselben Linie des Menschen, der sich immer verkürzt fühlt. Diesen in ihre Angst vor der Erotik hinüberzunehmen, war ihr nicht schwer.

In dieser Erinnerung liegt eine Drohung: gebt acht, ich kann euch alle in Bewegung setzen! Hübsch und klein wie ich bin, ein Engelsgesicht, aber gefährlich. Laßt mich nicht allein!

Nicht zu vergessen, daß dieses Ereignis aus der Zeit der Geburt des Bruders stammt, wohl auch die Begründung für den Aufenthalt bei der Großmutter.

2. Sie hat Zuckerln bekommen und schenkt sie einem Armen.

3. Sie nimmt ihr Kleid und schenkt es „vom Leibe weg" einem Armen.

Diese Erinnerungen schwelgen in der Art, wie sie erzählt werden, in Mitgefühl und Güte. Seht, so handle ich an den andern! Man sieht auch in der ersten Erinnerung, welche Rolle Besitz in ihren Vorstellungen gespielt haben muß, wie ihr das Schenken und Ausgebenkönnen als eine wichtige Erhöhung ihrer Person erscheint. Einem armen Mann, dessen Person im übrigen gleichgültig ist, wahllos alles zu schenken, als spendender Engel dazustehen! Auch in diesen Erinnerungen hat sie eine deutliche Beziehung zur Erotik geschaffen.

Das Außerordentliche an der Erscheinung dieses Mädchens liegt darin, daß sie in voller Angst und in einer wilden Entschlossenheit ihre Linie durchgeführt hat. Dazu war allerdings eine schwere Erkrankung nötig.

*

Sechzehnjähriges Mädchen, zart, ein wenig unterentwickelt. Ausdruck scheu, mürrisch, hochmütige, abwehrende Gesten, schadenfrohes, nicht zu tilgendes Lachen. Blick voll gespielten Verständnisses.

Sprache wegwerfend, dreinfahrend, überlegentuerisch.

Auffassung gequält, ungeübt.

Körperliche Verwahrlosung.

Das Ganze das Ergebnis einer schweren inneren Verlegenheit und Unsicherheit. Dazu sind alle Vorbedingungen vorhanden.

Die älteste von zwei Schwestern, die in einem ständigen, offenen Kampfe liegen, wird von der jüngeren an Stärke, Schönheit, Bildung mehr und mehr überholt. Ihre Kampfmittel sind nur die Betonung einer größeren inneren Feinheit, ferner Falschheit, Mißtrauen und endlich die Ausbildung einer echten Neurose, die die ganze Familie beschäftigt. Die Schwester, die sich in diesem Verhältnis mehr nach der brutalen, offenen Seite entwickelt, ist die einzige, die an eine richtige Krankheit nie geglaubt hat.

Wichtig ist, daß die Situation der Schwestern in der ersten Kindheit eine andere gewesen ist. Die jüngere war zart und kränklich, mehr behütet, bis sie sich plötzlich sehr lebhaft entwickelte und die andere überholte, die in eine Periode der Schwierigkeiten und des körperlichen Stillstandes geraten war.

Doch ist die ganze Schärfe des Konflikts erst dadurch verständlich, daß beide Kinder unter einem starken Druck von seiten der Eltern standen.

Der Vater, weich, nörglerisch, entmutigt, überläßt die Repräsentation und die wichtige Arbeit im Geschäfte der Mutter. Er selbst beschränkt sich auf die Kritik, mit der er besonders die ältere Tochter belastet, der er anderseits auch wieder zärtlicher gegenübersteht.

Die Mutter ist trotz einer auffallenden Unsicherheit und Abgeschlossenheit doch die starke Frau. Sie respektiert die jüngere Tochter, die temperamentvoll und erfolgreich genug und von der Natur begünstigt ist. Sie beherrscht die ältere mit ausgesprochener Despotie. Die ganze Verwandtschaft ist in dieser Sache in zwei Lager geteilt.

Die kleine Schüchterne hat aus dieser Situation alle Vorteile gezogen. Ihre Schulbildung ist sehr lückenhaft geblieben. Im Kampf gegen die Schwester und in dem allgemeinen Kampfspiel, das die Verwandten um ihre Person aufführen, hat sie ein intrigantes und hochmütiges Wesen angenommen. Versteckte Mittel sind ihr das Natürliche geworden. Eine Veränderung der Situation brachte sie weit genug, ihren zarten Körper in den Dienst ihrer Sache zu stellen.

Sie wurde zur Ausheilung ihrer Bronchitis aufs Land in ein großes Mädchenpensionat gebracht. Dort, unter dreihundert anderen, verlor sie ihre Ausnahmestellung völlig. Und doch hatte sie keine Lust, den Angehörigen die Liebe zu tun, sich nach Hause zu wünschen, wo für sie eine Quelle großen Leidens war.

Sie begann ihre heimlichen Mittel wirken zu lassen. Es war ihr ein leichtes, die allgemeine Abfütterung der dreihundert Konkurrentinnen nach und nach mit Ekel zu betrachten. Und sie wehrte sich dagegen, selbst zu dieser Herde, in der sie Freundschaft und Unterricht nicht annahm, zu gehören. Sie begann das Essen abzulehnen. Sie erzeugte ein Ekelgefühl durch einen Schlundreiz und kam so bald hinter die Technik des Erbrechens: ohnehin von der Mutter her belastet, die ihre Minderwertigkeit der Verdauungsorgane gleichfalls neurotisch verwertet.

Sie kam vollständig herunter und beschäftigte verschiedene Spezialisten. Zweimal fiel die Diagnose auf Basedow. (Das Mädchen hatte einen leichten Blähhals.) Die besorgte Familie sah in eine traurige Zukunft, um so verständlicher, als das Kind immer mehr in sich hineinkroch und in jedem Sinne die Verdauung einstellte, ein Gegensatz zu der rührigen, aufblühenden Schwester.

Die Kleine befindet sich seit einem Jahr in dem Erziehungsheim für schwererziehbare und nervöse Kinder in Wien und kann wohl als geheilt bezeichnet werden. Sie besucht mit Erfolg eine Wiener Handelsschule und besitzt ein weitgehendes, psychologisches Verständnis ihrer Situation. Sie hat Freundinnen, sie betätigt sich gern und taktvoll pädagogisch. Sie hat ihr neurotisches Mittel aufgegeben. Sie denkt mit Verantwortlichkeitsgefühl an die Zukunft. Gewiß hat sie noch so manchen Zug, der ihr das Leben erschwert.

Man geht nicht fehl, wenn man auch hier den verschärften Protest gegen die Frauenrolle erkennt. Ohne ihn wäre die Psychologie des Falles nicht vollständig.

Man kann wohl sagen, daß durch jede Schwierigkeit in der Entwicklung der Konflikt mit — der Geschlechtsrolle verschärft wird. Denn die Beziehungen des Kulturlebens, der Familie und unseres Körpers zur Erotik sind so mannigfach und leicht herstellbar, daß es niemandem gelingen kann, in Schwierigkeiten zu geraten, die nicht die Angst vor dem geschlechtlichen Partner erhöhen würden.

Insbesondere können bei neurotischen Kindern im Entwicklungsalter andere Funktionen des Körpers zu Bildern der Geschlechtsfunktion werden. Und wenn diese in eine Beziehung zum Ekelgefühl gebracht werden, so ist eine weitgehende Ablehnung der Geschlechtsrolle der führende Impuls.

Das Training des Ekels nimmt die Verdauung oder die Exkretion zu Hilfe, aber es weist dabei doch immer auf den Mitmenschen hin. Es stellt einen Bruch im Gemeinschaftsgefühl dar. Es weist insbesondere auf den unbekannten Mitmenschen hin, also auf den geschlechtlichen Partner.

Das Ekelgefühl ist in seiner Motivierung und in seiner Durchführung der Angst nahe verwandt. Da die Fernhaltung vom Leben das Ziel des Ekels ist, so muß auch die Ablehnung der Arbeit und Geselligkeit in ihm liegen. Der Mutlose benützt das Ekelgefühl zur Entwertung des ganzen Lebens. Er befreit sich von der Leistung, die er sich nicht zutraut, und erzeugt den Ekel durch bestimmte Vorstellungen, denen er gewisse körperliche Mechanismen assoziiert hat. Jene Vorstellungen müssen das Minderwertigkeitsgefühl enthalten. Sie können daher leicht geschlechtlicher Natur sein. Sie können um so leichter auf die Forderung von Leistungen folgen, als diese ja auch einen Zusammenhang mit der Geschlechtsrolle haben.

Die körperlichen Mechanismen, die im Dienste des Minderwertigkeitsgefühls stehen, schließen am leichtesten an Organminderwertigkeiten an. Eine fehlerhafte Reinlichkeitserziehung in der Kindheit, die das Schamgefühl betont und verletzt hat, kann die Heranziehung der Verdauungs- und Exkretionsorgane zu Ekel- und Abwehrleistungen unterstützen.

Während die Erregung des Ekels auf dem Minderwertigkeitsgefühl aufbaut, so wendet sich die Ekelhandlung in einer nicht mißzuverstehenden Art gegen die Mitmenschen. Nicht umsonst deuten manche mundartlichen Ausfälle und Drohungen dies an.

In der Beschmutzung der Umgebung liegt die Kompensation des Minderwertigkeitsgefühls. Daher enthält die Ekelhandlung eine Art Befriedigung nicht nur physischer, sondern auch psychischer Natur. Es kann leicht sein, daß bei erotisierten Individuen sexuelle Gefühle in dieser Befriedigung miterregt werden. Jedenfalls enthält sie eine völlige und plötzliche Erledigung eines Rachegefühls. Es ist begreiflich, daß oft knapp nachher eine heitere Stimmung und Versöhnlichkeit eintritt.

In dem ganzen psychischen Haushalt muß eine dauernde Übung dieser Vorstellungen und Mechanismen und ihrer Verbindung veranstaltet werden Sie müssen daher auch in anderen Handlungen und Ausdrucksweisen kenntlich sein.

Das Training im Erbrechen ist ein Training des Nicht-bei-sich-halten-könnens, des Von-sich-gebens überhaupt.

Menschen, die das Erbrechen üben, haben auch kleine Anfälle von Emesis. Solche Menschen sind auch auf das Verlieren und Liegenlassen eingestellt. Sie vervollständigen diese Neigungen durch eine allgemein durchgeführte Schlamperei und Unreinlichkeit, die ja auch auf der Linie ihrer Verantwortungslosigkeit liegt. In der Art zu essen, kann man das Training des Ekels erkennen. Der trainierte Erbrecher nimmt große Brocken leicht auf die Gabel, beißt kleine Bissen davon ab und läßt das ganze Stück vom Munde auf den Teller fallen. Auch das Lachen wird zu einem neurotischen „Sich-ausschütten-wollen“ mit kleinen Schreien. Dieses Lachen tritt manchmal vor dem Erbrechen ein.

Schließlich enthält die Sprache solcher Menschen gehäufte Redewendungen, die auf das „Von-sich-geben“ Bezug haben. „Ich kann mich nicht mehr halten“, „ich schrei“, „ich bin schon ganz verdreht“, „mir wird schwach“.

Auch Erröten und Schwitzen gehört in diesen Zusammenhang.

Die ganze Art des Verkehrs, das „wegwerfende“ Betragen, das Hervorsprudeln der Worte, die Verräterei und Intrige spielen auf demselben Instrument des schwächlichen Mißtrauens in den eigenen Körper und die eigene Seele.

„Ich bin zu schwach, um etwas bei mir zu behalten, in mir kann nichts reif und vollständig werden!“ Die Anknüpfung von Schwangerschaftsphantasien liegt für die Nervöse nahe. Derselbe Protest gegen die Frauenrolle wird auch in der Menstruation deutlich, die meist lange festgehalten wird und mit auffallender Verschärfung der körperlichen und seelischen Schwierigkeiten einhergeht.

Interessant ist es, daß solche Menschen wiederum leicht den entgegengesetzten Mechanismus beherrschen, zu Zeiten mit Obstipation und Verstocktheit reagieren.

Leicht begreiflich, da sie ja vor allem das Ziel haben, gegen die zweckmäßige Funktion zu revoltieren und auf die Enthebung hinarbeiten.

Es ist schön, zu beobachten, wie langsam, langsam diese fehlerhaften Mechanismen abdanken und die besserwissende Seele nicht mehr über sie verfügen kann.

*

Ein siebzehnjähriges Mädchen, die jüngere von zwei Schwestern. Sie betont mit maßloser Eifersucht ihre Schönheit gegenüber der älteren, die, als Kind schwer rachitisch gewesen ist, heute zarter und unscheinbarer, aber von ruhigem Auftreten und beliebt ist.

In der Hitze des Konkurrenzkampfes hat die jüngere alle Protestmittel stark entwickelt. Sie hat schon als Kind die Schwester entwertet, indem sie ihre Pickel für einen gefährlichen Hautausschlag erklärte und mit großem Geschrei die Ansteckung abwehrte. Da der Vater Spezialist für Hautkrankheiten ist, lag ihr die Furcht vor Geschlechtskrankheiten nahe, die sie sich dauernd vorhält, um die Schrecknisse der Erotik zu erhöhen.

In der späteren Zeit versuchte sie selbst den geringsten Makel ihres schönen Gesichts mit schädlichen Salben und häßlichen Verbänden zu kurieren. Auch sonst richtet sie eine Art zerstörerischen Sinn gegen ihre Person. So hat sie im Kampf und Geschrei mit den Eltern ihre Stimme verdorben und eine chronische Heiserkeit erworben.

Im Grunde ihres Bewußtseins liegt die Befürchtung, sie sei doch nicht die Schönste, sie könnte es doch mit niemandem aufnehmen. In ihrer Angst vor der Liebe hat sie sich darauf eingestellt, zu verblüffen und den Mann zu beschämen. Ihre Wirkung erinnert an die Bühnengestalten von Bernard Shaw.

Sie verwendet im Übermaß alle Mittel der erotischen Kultur und sucht an allen ihren Veranstaltungen teilzunehmen. Diese Interessen sind in einem langjährigen Aufenthalt in verschiedenen Mädchenpensionaten mit unzureichender Aufsicht und unzureichender Pädagogik sehr verstärkt worden. Während sie sich äußerlich zu diesen Genüssen zu begeistern scheint, hat eine tiefe Unzufriedenheit und Ablehnung des Lebens von ihr Besitz ergriffen.

Sie kämpft gespannt um ihre Anerkennung und verdirbt doch den geringsten Erfolg durch ihr brüskes Auftreten. Jede kleinste Entsagung erscheint ihr als eine bedeutungsvolle Minderung ihrer Person, für die sie ausgiebige Rache nehmen müsse. Es gehört zum Wesen ihres suchenden Liebesbedürfnisses, daß sie auch sehr liebenswürdig sein kann. Sie hat eine oft blendende und paradoxe Redeweise entwickelt.

Ihr Interesse für den Tanz lockt die nachgiebigen Eltern, die gerne eine autoritäre Erziehung betonen möchten, sie könnte Varietétänzerin werden. Eine Befürchtung, welche schon deshalb bisher nicht aktuell war, weil sie vor der geringsten Leistung zurückschreckt, aber auch sonst den Zusammenhang nicht trifft.

Ihre erotischen Erlebnisse beschränken sich auf ausgiebige Flirts mit einer großen Schar gleichgesinnter Cousins, in denen sie die Liebe gründlich zu ironisieren scheint. Trotzdem ist sie selbst von diesen Erlebnissen begreiflicherweise immer tief verwundet, wie ja in ihrer ganzen verblüffenden Art etwas steckt, was der Niederlage zutreibt. In der sexuellen Betätigung ist sie bis zur Onanie gelangt, die sie selbst höchst peinlich findet. Sie hat dabei Phantasien, in denen sie oft nur als Zuschauerin auftritt und die sie, wie sie sagt, von ihrer Feigheit überzeugt haben, da sie nur bis zu einer gewissen Grenze zu phantasieren wagt. Vielleicht hat sie auch leicht homosexuelle Regungen versucht.

Ihre Furcht vor erotischen Erlebnissen geht so weit, daß sie im Moment, wo sie solche befürchtet, dem Partner, wenn er jung und gutmütig genug ist, ohne äußere Veranlassung einen Fußtritt versetzt. Kann sie dies nicht praktizieren, so beginnt sie gegen sich selbst zu wüten, unzufrieden zu sein, ihr Gesicht mit Salbe zu zerstören.

An dieser Methode liegt es, daß sie Stimmungen weitgehend unterworfen und sehr streitsüchtig ist.

Ein ähnliches Ziel hat ihr ähnliche Züge mit dem ersten geschilderten Fall gegeben, wiewohl sie viel gesünder ist als jenes Mädchen. Auch sie zeigt in ihrem Verhalten die weibliche Forderung, nicht allein gelassen zu werden. Auch sie stützt sich auf moralisches Gerede und plötzlich betonten Gehorsam.

Die Kinder in unserem Erziehungsheim, die im allgemeinen eine gewisse Toleranz für die gegenseitigen Verfehlungen und einen ganz guten pädagogischen Takt erwerben, haben zunächst mit großer Empörung ihr Verhalten gegen junge Leute beobachtet. Zwei kleine Experimentalpädagogen haben versucht, ihr selbst Püffe zu versetzen. Daraufhin erfolgte unter allgemeiner lebhafter Beteiligung der Kinder eine jener öffentlichen Debatten, die in der Naivität und Lebendigkeit, mit der sie individualpsychologische Kenntnisse verwerten, zu den schönsten und wertvollsten Erziehungsmitteln gehören. Auch in diesem Fall hat sich die Stimme der Gemeinschaft bewährt.

Im übrigen ist noch zu bemerken, daß hier eine sehr günstige Prognose gestattet ist, nachdem es uns gelungen ist, das Mädchen einer regelmäßigen Beschäftigung zuzuführen. Sie besucht jetzt die Kunstgewerbeschule. Von den Erfolgen der Arbeit kann am besten eine Ermutigung auf der ganzen Linie ausgehen.

Ein wichtiger Schritt zur Gesundung war auch die Aussöhnung mit dem Vater nach jahrelanger Feindschaft. Dieser Zug ist den drei geschilderten Fällen gemeinsam und weit über sie hinaus von großer Allgemeinheit in der Mädchenentwicklung. Kein Wunder, da doch der Vater es ist, der durch sein Verhalten der Tochter die Grenzen der weiblichen Rolle zeigt, die er ja meistens möglichst enge zu ziehen sucht.

*

Neunzehnjähriges Mädchen, auffallend durch stereotype Bewegungen. Sie schließt die Augen, senkt das Haupt und führt den rechten Arm zur linken Schulter: Demut. Sie schließt die Augen und führt die Hand zur Schläfe: unendlicher Schmerz. Dabei auch eigentümliche Schluck- und Schnupfbewegungen.

Sie hat schlechte Haltung, steife Beinbewegungen. Schrickt öfters zusammen. Beim Gehen macht sie kleine Schritte, bleibt wie zerstreut stehen und stürzt dann mit langen Schritten vor.

Sie spricht laut, schnell, stoßweise, kleidet sich unordentlich. Im ganzen exotische Erscheinung.

Der körperliche Befund ist durchaus günstig.

Sie ist die älteste von drei Geschwistern. Die sechzehnjährige Schwester ist durch Sanftmut, Zierlichkeit und gleichmäßige Schulleistungen beliebt. Der vierzehnjährige Bruder, der besondere Liebling des Vaters, entwickelt sich sehr gut und originell.

Die Familie lebt ziemlich isoliert, da der Vater schwerhörig und despotisch ist. Die Mutter steht im Rufe großer Intelligenz und stammt aus einer Familie, deren Frauen mit einer Energie auftreten, die die Umgebung als durchaus überholt darstellt. Der Vater ist nicht imstande, sich bei den Kindern durchzusetzen. Er hat die Älteste, den Liebling der Mutter und Großmutter, immer abgelehnt und ringt jetzt um das jüngste Kind, das er vergöttert.

Die Familie der Mutter gebärdet sich freisinnig und modern, der Vater stammt aus einer orthodoxen Familie, die lange Zeit besonders durch den tyrannischen Großvater repräsentiert wurde.

Die Situation der Kinder war dadurch charakterisiert, daß der Vater sie durch Zornesausbrüche und Zärtlichkeiten beherrschte, die Mutter durch Strenge und Intelligenz.

Dieser Kampf gestaltete sich für die Älteste am empfindlichsten, da die Mutter, die sie schon im Steckkissen für eine Art Wunderkind hielt, sie mit den größten

Hoffnungen belastete, während der Vater sie unausgesetzt herabsetzte und die andern beiden rücksichtlos vorzog.

Unter den ehrgeizigen Antrieben der Mutter wurde sie ein frühreifes, eigenartiges Kind, das später in seiner Entmutigung höchst exotische und krankhafte Verhaltungsweisen bevorzugte. Von dieser Seite bezog sie die Angst, die hervorragende Rolle, die ihr aufgetragen war, nicht erfüllen zu können. Die ständigen Herabsetzungen durch den Vater und die heranwachsenden Geschwister schienen diese Befürchtungen zu verstärken. Bei ihnen fand sie den Stachel der Eifersucht und ewigen Kränkung, der sie von ihren Aufgaben ablenken sollte. Daher müßte auch hier eine Versöhnung mit dem Vater günstig wirken.

Die Einstellung des Kindes war also beherrscht von der Furcht vor der Rolle der starken Frau. Ihr Ideal wurde die zarte, ätherische, leidende Frau. Dazu phantasierte sie sich den brutalen, gewalttätigen Mann, ein Ergebnis ihrer Furchttendenzen. So erklären sich masochistisch-sadistische Neigungen aus dem Druck, den die Mutter aus sie ausübte, und das große Schwächegefühl. In der ganzen Einstellung liegt die Betonung einer lebens- und liebefremden Abart der Erotik, die selbst wieder nur Flucht darstellt. Dieser Zustand mußte mit dem Näherrücken wirklicher weiblicher Aufgaben in eine gefährliche Krise eintreten. So brachte die Pubertät den Ausbruch der Neurose. Es liegt in der sadistisch-masochistischen Einstellung, daß der Schmerz zum Angriffspunkt der Neurose wurde.

Bis zum 14. Jahr hatte die Patientin als Gymnasiastin den ehrgeizigen Forderungen genuggetan. Dann begann sie, nach dem Wahlspruch des Neurotikers: alles oder nichts, zwischen der besten und der schlechtesten Note zu schwanken. Der Austritt aus der Schule beschleunigte die Entmutigung als offizieller Beweis des eigenen Unwerts. Seither hat sie sich jeder zweckmäßigen Tätigkeit entzogen. Am längsten ließ sie sich in der Musik festhalten, da die Lehrerin sie sehr unterstützte. Sie ist auch heute außerordentlich musikalisch, dokumentiert aber in ihrem talentvollen Spiel ihre Unfähigkeit dadurch, daß sie von jedem Musikstück nur einige Takte spielt, um dann in ein anderes überzugehen.

In einer reichsdeutschen Anstalt suchte man sie mit Drill und Strenge auf den Weg zu bringen. Auf die unerbittlichen Anforderungen hin akquirierte sie einen bohrenden Kopfschmerz, der ihre Untätigkeit sichern und alle Forderungen von vornherein unmöglich machen sollte.

Auf ihrem Wege durch verschiedene Anstalten und Behandlungen gelang es ihr, die Unvorsichtigen, die sich mit ihr befaßten, durch eine Flut von Herabsetzungen zu entmutigen, in denen die Schimpfworte des Vaters rachsüchtig und ekelerregend verwertet waren. Es ist verständlich, daß auch hier der männliche Protest mit dem Training des Ekels einhergeht.

Immerhin gelang es ihr auch einige Male, dem Arzt die Rolle des starken Mannes ihrer Träume zu übertragen und ihn nicht für die Gesundung, wohl aber zum Fortspinnen ihrer angstvollen Phantasien heranzuziehen.

Um ihre Forderungen nach einer besonderen exotischen Kultur, die ihr angeblich gelingen würde, aufrechterhalten zu können, suchte sie in der Lektüre, im Theater, in ihren Träumen das Grausame, Bizarre, ohne natürlich künstlerische oder andere Werte voll ermessen zu können.

Ein besonderer Reinheitskult, sie badete stundenlang, ißt kein Fleisch, nimmt kein Zündholz in die Hand, ihre phantastische Unordentlichkeit, verschiedene extravagante Sympathien und Antipathien, ihre Bewegungen, der Kopfschmerz formen das Bild einer schweren Erkrankung, erschrecken und beschäftigen die Umgebung, dokumentieren die Verantwortungslosigkeit. Für das Empfinden der Kranken war dieses Arrangement der Nachweis für die Eigenart, die sie über das schmerzliche Gefühl des Unwerts tröstete.

Ihre Mutlosigkeit und Entwertung des Lebens ging soweit, daß sie Hypnose und Rauschmittel suchte. Interessanterweise wagte sie es gerade in einem Stadium

der Besserung, sich dieser Mittel zu bemächtigen. Die erhöhte Aktivität wußte noch nicht in den Bahnen des Guten zu laufen.

Ihr Zusammentreffen mit der Individualpsychologie eröffnete ihr unter vielen ermüdenden Kämpfen eine ganz andere Auffassung ihres Zustandes. Es gelang trotzdem, ihren Mut zu beleben. Ihr Aussehen besserte sich, ihre Haltung und Bewegungen wurden natürlicher, so daß man einen anderen Menschen vor sich zu haben glaubte. Die Kopfschmerzen traten in den Hintergrund. Es ist auch gelungen, ihr Freunde zu verschaffen und das Interesse für andere zu erwecken. Die Ermutigung muß in einer kleinen, anspruchslosen Gemeinschaft weitergeführt werden. Erfolge müssen in leichter, vielleicht künstlerischer Arbeit gesucht werden.

In dem geistigen und seelischen Aufbau dieser Gestalt liegt von Kindheit auf ein starker Antrieb, die Intelligenz zu entwickeln. Dagegen werden aus Mangel an Selbstvertrauen rohe, primitiv wirkende Züge ausgebildet, die in der Pubertät, der Epoche größerer körperlicher und seelischer Inanspruchnahme, überhandnehmen.

Bei ihrer Verteilung der Welt hat dieses Mädchen die Intelligenz nur dem Manne allein verschrieben. Sie befindet sich dabei in mehr oder weniger zugestandener Übereinstimmung mit der größeren Allgemeinheit. Kein Wunder, da sie ja die Wege geringerer Verantwortung sucht.

An diesem Falle kann man erkennen, wie die Mittel des Protests wechseln. Die Mutter protestiert durch scharfe Betonung der Intelligenz der Frau im Hinblick auf die Unfähigkeit des Mannes. Die Tochter wählt den entgegengesetzten Weg. Beide sind im Innersten vom Unwert der Frau überzeugt. Sie drücken dies eben nur anders aus. An und für sich wäre weder die stark geistige Entwicklung der Frau noch das Gegenteil so zu bewerten, erst in der feineren Struktur des Falles erkennt man sie als Audrucksformen des Protests. Allerdings bietet jede Zeit und Kultur durch die Mannigfaltigkeit und gegenseitige Durchdringung der Bestrebungen gewisse Protestformen leichter dar.

Zum Problem der Selbstblockade durch männlichen Protest

Von A. B.

Wir veröffentlichen diese interessanten Bekenntnisse über eine Jugendentwicklung, die uns durch die engen Beziehungen zu Bildungselementen besonders interessant erscheint, die heute wohl das Weltbild jedes Intellektuellen in irgendeiner Weise beeinflussen. Bemerkenswert sind die Ansatzpunkte zu eigener Produktionstätigkeit: sie ergeben sich immer dort, wo es gilt, eine als besonders wichtig empfundene Leitlinie zu unterstreichen; sie erwachsen nur insoferne zur sinnvollen Leistung, als sich diese Leitlinien selbst als lebenstauglich erweisen. Die Schriftleitung.

„Jahrelang habe ich Brocken und Fetzen von Dingen gesammelt und gehäuft; zermalme sie, und tanze auf ihnen, und streue sie alle in die Winde!“

Jahrelang bin ich gegangen von Irrtum zu Irrtum, Müdigkeit zu Müdigkeit, Chaos zu Chaos, ehe alles Unfruchtbare und Wertlose meiner aus der Neurose geborenen Lebensweise mit Hilfe der Individualpsychologie in „alle Winde zerstreut“ und besiegt wurde.

Es war ein unerhörtes Erlebnis, als in der Behandlung bei O. K. in Berlin die Anbetung meines Ichs und der Neurose als jämmerlicher Götzendienst entlarvt wurde und die Forderung nach Liebe und Gemeinschaft wie ein Blitz in mich einschlug. Es war so überwältigend, die Wahrheit und mit ihr die Heilung zu

fühlen, das unbeschreibliche Licht zu ahnen, das das Dunkel nun durchbrechen mußte, daß sich die ganze Gequältheit, Zermürbtheit und Verzweiflung meines Lebens in einem Tränenstrom befreite und die endlose Reihe von Jahren, die ich in Haß und Weltverachtung verlebt und in denen ich mit Gedanken an Selbstmord und Wahnsinn wie mit Alltäglichkeiten gespielt hatte, wie unreine Schlacke von mir abfielen.

Was hatte ich mit Leben und Gemeinschaft zu tun, da ich nicht den Wunsch geäußert hatte, geboren zu werden, geschweige denn als fünftes Geschwister und noch dazu als Mädchen.

Nicht Sonne hat dich wach geküßt,
Mond, trauriger Mond hat dein Kommen gegrüßt,
Als deine Arme das Liebste umschlossen:
Die Mutter.

Heiße Sorgentränen begrüßten dein Leben,
Wilde Schmerzenstränen war dein Segen,
Sie hätten gern der Nacht zum Geschenk dich gegeben.

Aus solchen Gefühlen der „Überflüssig-Geborenen" mußte sich folgerichtig Protest gegen das Leben, gegen die Familie, gegen die Gemeinschaft ergeben. Und dieser Protest — erst halb unbewußt — verdichtete sich im Laufe der Jahre zu konsequenter Menschenverachtung und zum Willen zum Gottmenschentum. Masse aber war in jedem Fall „Dreck". Und mit einem geradezu erhabenen Enthusiasmus stimmte ich mit den gleichgesinnten Kameraden ein in Geibels Verse:

„. . . . . . . doch ins Innere lugend,
Verfault erfand ich alles Wesens Kern.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Lieb', Ehre, Tugend, alles Schein und Lüge!
Wo war der Freund, der nicht den Freund verriet?
Ein Bruder, der nicht Brudermord gestiftet,
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet?
Nichtswürdig alle — stets dasselbe Lied!
Da war auch ich wie sie!"

Nur, daß wir diesen Schluß natürlich nicht zogen. Dämonie war nicht unsere Sache — Dämonie forderte Aktivität und einige Anstrengung, das lag uns nicht. Wir reagierten mit Loslösung und Absonderung von diesen „Nichtswürdigen" und sahen darin den stärksten Ausdruck unseres „Gottmenschentums", das wir in Familie und Schule hineintrugen.

„In sehnender Liebe
Ein stolzes Weib
Zum Göttlichwerden auf Erden bereit",

schrieb ich damals in mein Tagebuch.

Mit 16 Jahren las ich mit einem Freund zusammen, der in der Schule mit drei Kameraden den Klub der „Eingebildeten" gegründet hatte, Schopenhauer.

Daß Schopenhauer uns selbstverständlich Beweis nicht nur für die Berechtigung unseres „Outsidertums", sondern auch für dessen ganz besonders hohen Wert wurde, ist ja klar.

„Der geistreiche Mensch wird vor allem nach Schmerzlosigkeit streben, folglich ein möglichst unangefochtenes Leben suchen und nach einiger Bekanntschaft mit den sogenannten guten Menschen die Zurückgezogenheit und bei großem Geiste sogar die Einsamkeit wählen!" — „Das Schicksal ist grausam und die Menschen sind erbärmlich!"

Solche und ähnliche Sätze wußten wir auswendig und erhoben sie zu Leitmotiven. Aber der Höhepunkt war doch dieser Satz: „Daß Leute edlerer Art und höherer Begabung so oft, zumal in der Jugend, auffallenden Mangel an Menschenkenntnis und Weltklugheit verraten, daher leicht betrogen oder sonst überhaupt irregeführt werden, während die niedrigen Naturen sich schneller und besser in die Welt zu finden wissen, liegt daran, daß man beim Mangel der Erfahrung a priori zu urteilen hat und daß überhaupt keine Erfahrung es dem a priori gleichtut. Dies a priori nämlich gibt denen vom gewöhnlichen Schlage das eigene Selbst an die Hand, den Edlen und Vorzüglichen aber nicht. Denn eben als solche sind sie von den anderen weit verschieden."

Wir haben diesen Satz jahrelang wie unseren Schatten mit uns getragen und waren stolz auf unsere Menschen- und Weltunkenntnis, die uns glauben ließ an unser „Edelsein" und unsere „Vorzüglichkeit".

Doch für mich hatte Schopenhauer noch in anderer Hinsicht eine ganz ausschlaggebende Bedeutung. Er trieb den in mir angelegten männlichen Protest auf seinen Gipfel. Seine Stempelung der Frau zum Gattungstierchen — „im weiblichen Leben ist das Sexualverhältnis die Hauptsache" — „das männliche Geschlecht verlangt vom weiblichen zunächst und unmittelbar nur Eines" — empörten mich nicht gegen ihn, sondern gegen mein Geschlecht, das so imbezill, so ungeistig, so kindisch war! Ein paar Nächte verbrachte ich schlaflos in der Unruhe des: Was sollst du nun tun? Bis mir mein Freund durch seine tröstende Behauptung: „Aber Sie sind doch eine rühmliche Ausnahme" über meine starken Minderwertigkeitsgefühle hinweghalf.

Aber noch jahrelang plagte mich diese frauenfeindliche Einstellung. Ich verachtete jedes geistige Produkt einer Frau, las nie von Frauen geschriebene Bücher, wählte niemals gleichaltrige Frauen zu Freundinnen. Sie sind ja doch nicht vollwertig. Vielleicht hängt auch mit dieser Einstellung zusammen, daß ich meinen heißen Wunsch, Philosophie zu studieren, nie ausgeführt habe, eben weil ich — als Angehörige des „schwachsinnigen Geschlechts" (vgl. Möbius) — mit Erfolg und Anerkennung nicht zu rechnen hatte.

Doch ich war damals 16 Jahre und stand noch nicht den Forderungen des Lebens so unmittelbar gegenüber wie denen der Familie. Die Stellung zu meiner Mutter, die bisher eine sehr vertrauensvolle gewesen war, war mit Schopenhauer, dessen Lektüre sie für verfrüht hielt, besiegelt. Meine vier weiblichen älteren Geschwister beurteilte ich nach ihrem Interesse für Kunst und Philosophie und reihte sie in den Typ der Durchschnittsmenschen, wenn sie meinen Anforderungen nicht entsprachen. Der einzige, der in meinen Augen standhielt, war mein Vater. Sein starkes philosophisches Interesse, seine Grübeleien reizten mich, und ich glaube wohl, daß ich ihn damals zum Leitideal erhob, was mir erst völlig klar nach seinem Tode wurde. Aber selbst ihm schloß ich mich zu Lebzeiten nur wenig auf, da er mich, meiner Meinung nach, gegen die Mutter nicht genügend verteidigte.

So war ich natürlich in kurzer Zeit in der Familie völlig isoliert und hielt mich für berechtigt, wegen dieser meiner schwierigen Lebenslage noch von anderen bemitleidet zu werden. Auf der Frauenschule und dem Oberlyzeum, die ich nach der Schule besuchte, war es das gleiche. Die Intelligenteste und Hübscheste suchte ich mir zur Kumpanin und fing dann mit ihr an, die „gewöhnlichen" Menschen nach Schopenhauer zu entwerten. Jeder Mensch überhaupt, der nicht Outsiderbestrebungen hatte oder intelligent und hübsch war, war nicht konkurrenzfähig, mochten seine Leistungen auch den unsrigen gleich sein. Im Gegenteil, wir fanden, daß geistige Menschen, die an sich selbst genug hatten, nicht nötig hatten, die langweiligen Schularbeiten zu machen, die sie nur auf praktische Dinge richteten. Beruf, Karriere, sichere Existenz! Wie lachten wir über diese Dinge! Jammervolle Spießer, die solches erstrebten! Die wußten nichts von den Problemen,

die unsere Nächte schlaflos machten, rüttelten nicht an den Pforten des Himmels, kämpften nicht um die Wahrheit und Gott! Ahnten nicht,

Wie wir aus reiner Geistes Quelle
Der Seele tiefstes Weh empfanden.

Wie wir in unerlöstem Drange
Uns in des Rätsels Tiefe wagten
Und über seinen schrillen Klang
Bei dir, o Herr des Himmels, klagten.

Wie wir mit fieberheißen Wangen
Hinaus in ew'ge Sterne schauten,
In süßen Träumen, fröhlich-bangen,
Uns eine neue Welt erbauten.

Die Vereinsamung wuchs von Tag zu Tag. Warum sollte sie nicht? Einsamkeit war uns Gradmesser für unseren Weg zur Höhe. Gemeinschaft war nur Hindernis auf dem Wege zur Genialität! Und genial fühlten wir uns natürlich. Wir konnten ja Gedichte schreiben — konnten über Schopenhauer und Nietzsche, Haeckel und Darwin philosophieren — konnten über die Forderung „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" hinweglächeln, da die Menschen, so wie sie waren, der Liebe nicht wert waren.

Wir blieben nicht allein mit unseren Absonderungsideen. Ein paar Menschen — die „Auserwählten" — schlossen sich uns an und wir gründeten den Klub der „Übermenschen". Nur eine Lehrerin war da, die unsere Besonderheit durchaus nicht gelten lassen wollte und uns durch Ironie von der Lächerlichkeit unserer Stellung zu überzeugen suchte. Sie konnte jedoch unsere ästhetischen Forderungen nicht befriedigen — ihre Kleidung wurde uns zum Wertmesser und damit war sie abgetan. Dagegen fanden wir an einer anderen — die uns an Jahren weit überlegen war — eine große Stütze, ohne zu merken, wie unsere Lebensführung in kurzer Zeit in ihre Hände glitt und wir Objekte ihrer Machtbestrebungen wurden. Und als wir es merkten, war es uns nur lieb, da sie uns Verantwortung und Entscheidung über die Dinge, die uns hindernd oder lästig in den Weg kam, abnahm.

In dieser verantwortungslosen Zeit überwanden wir Schopenhauer und kamen in eine Periode der Weltbejahung und des Weltrausches, allerdings nur im Ausschnitt und von der Perspektive eines Nietzscherianertums her. Zügellos war plötzlich unter dem Einfluß der Zarathustra-Lektüre unsere Lebensfreude.

„Und doch, Erde, wie hab ich dich lieb!
Du hast ja Zarathustra geboren!

Zarathustra, gewaltiger Name,
Darf ich von deinen himmlischen Funken
Einen, den kleinsten, nehmen
Und ihn anzünden unter den Menschen,
Den Hungernden, Frierenden?
Daß sie sich wärmen an deiner Glut,
Daß sie wachsen zu neuer Blüte
In deiner Welt der Schaffenskraft
Und Lebensfreude?

Zarathustra, Zarathustra,
Deine Welt ihnen anzünden,
Deine Welt ihnen entflammen,
Deine Welt des Muts und der Sonnenglut,
Der Schaffensfreude und Fülle der Kraft,
Zarathustra flammende Welt!"

Aber es blieben leere Worte, blieben Phrasen. Die Welt ihnen anzünden, Freude und Kraft geben den Hungernden und Frierenden, ja, aber nur von der Höhe unseres Piedestals aus. Wir haben Kraft, wir haben Lebensrausch, Machtrausch und Gottmenschentum! Verehrt uns, betet uns an! Bestaunt unsere Größe! Das war es, was wir ihnen in übermenschlicher Herabbeugung als Hilfe bieten wollten! Denn: Mitleid ist Sünde! Und wir behielten ihn gut, diesen Satz. Entfalteten unsere Ichkraft und berauschten uns an unserem bis zum Gipfel getriebenen Gottmenschentum (das ja für uns gleichbedeutend war mit Übermenschentum).

Da schlug Ibsen ein mit seiner ethischen Forderung: „Ich kenne keinen Richter über mir. Ich muß mich selber richten" (Rosmersholm), und machte uns noch stolzer, noch selbstherrlicher, da nun auch noch der Kreis der Menschen in Acht und Bann getan werden konnte, der in alter Bibelanhänglichkeit mit Ibsen nichts zu schaffen haben wollte. Ich entsinne mich noch deutlich der entrüsteten Seminargesichter, die uns „gottlos" und „ketzerisch" nannten und in ernstliche Besorgnis um unser Seelenheil gerieten.

Aber es wäre falsch zu glauben, daß wir mit 17 Jahren schon die starke sittliche Kraft in uns hatten, auf den Glauben an das persönliche Eingreifen des „himmlischen Richters" zu verzichten. Wir fanden Ersatz dafür im Anschauen und Anbeten der Sonne, die uns irgendwie Sinnbild der stärksten und von uns meistverehrten Frau wurde. Denn gerade das ist ja so charakteristisch für diese ganze Periode der Gemeinschaftsfeindlichkeit, daß wir sie nur ertragen konnten in Anlehnung und Anbetung eines Menschen. So wurde Sonne, Gott, Mensch zu einem Begriff, zum Sinnbild einfach des Stärkeren, zu dem wir hilfe- und ratsuchend aufschauen konnten, wenn wir am Leben vorbei in der Scheinwelt Schiffbruch litten. So klingt es damals immer wieder im Tagebuch:

Sonne, Sonne, ich bin so überströmend jugendstark,
Unbändig, übermütig.
Zügellos, weltvergessen lieg ich da vor dir
Im Staub —, und trinke deine Kraft,
Lechzend, dürstig, freudig!

Sehnen, Sehnen rufst du in mir wach!
Himmelan möchte ich fliegen,
In deinen Strahlen Freude, Leben trinken
Und Mut, jugendstarken,
Sonnigen, wilden Mut!... usw.

Oder:

Und es wird ja gehen, muß ja gehen,
Um ihretwillen, ihrer Augen willen!
Ja, diese Augen!
Wer sie einmal gesehen hat,
Sieht sie immer!

Feurig, klug, mild, mutig, mutig
Und stark bis zum Tode.
Nein, bis zum Leben!
So etwas kann nicht sterben,
Ist immer lebendig, ist ewig!

Gib mir von deinem Leben, deiner Kraft!
Laß mich dich lieben mit verzehrender Glut!
Wehre dich nicht — laß mich reden zu dir!

Nur einen Augenblick laß mich glücklich sein!
Laß mich trinken aus deinen Augen
Kraft, Mut, starken, ewigen Mut!
Laß mich trinken, ich bin so durstig,
Und du hast ja, hast ja so viel!

Der Weltschmerz indessen grassierte mehr und mehr. Krieg und Niederlage überzeugten uns vollends von der Sinnlosigkeit des Lebens. Warum einen Beruf wählen? Für wen und weshalb arbeiten? Wenn doch alles zwecklos ist? Kinder unterrichten und erziehen, da wir doch selbst das Leben und uns nicht begriffen? Wir schrieben Gedichte, seufzten und klagten, gingen spazieren und träumten in hellen Mondscheinnächten von Erlösung, Jenseits und paradiesischem Glück.

Das einzige aber, was diesem paradiesischen Glück auf Erden schon näherzukommen schien, war in unseren Augen: Liebe. Sie mußte Erlösung bringen. Doch wie sah es damit aus? Alle Ehen, die wir kennenlernten, waren unglücklich. Heiraten hatte also schon gar keinen Sinn. Liebe scheiterte, wenn man sie in bürgerliche Grenzen zwängte. Liebe konnte nur Glück für Augenblicke, für ein paar Jahre sein! Also freie Liebe! Wie verächtlich waren die Frauen, die ihre Liebe verkauften, um wirtschaftlich gedeckt zu sein. Wie grandios war es, nur um der Liebe willen zu leben, nur um sie zu genießen, Feiertage zu erleben, sich nie im Alltagsgesicht zu sehen, das die Liebe ihrer Heiligkeit und letzten Weihe beraubt!

Und wenn wir so aus der Ehefeindlichkeit heraus uns zu Liebesobjekten feminine, lebensunfähige Männer wählten, so fühlten wir uns durch Anrufen der schicksalsbestimmten Liebeswahl dazu berechtigt. Was ging es uns an, ob der Mann lebensfähig war oder nicht. Wir liebten uns auf den ersten Blick, spielten die Rolle der heiligenden Elisabeth und sahen mit Begeisterung wieder und immer wieder die Oper „Tannhäuser“ und „Peer Gynt“ an. Elisabeth wurde unser Leitmotiv. „Allmächtige Jungfrau, hör’ mein Flehen.“ Als aber der Mann dieses Flehen durchaus nicht ernst nehmen wollte und lebensunfähig blieb, flüchteten wir uns zu verheirateten Männern. Auch hier: Liebe auf den ersten Blick! Schicksal! Was ging es uns an, ob der Mann verheiratet war oder nicht? Spießige Frage! Das war die große Weihe des Lebens, Augenblicke der Wiedergeburt, in denen höchste Steigerungen des Ichs erlebt wurden. Ewigkeit, Seligkeit und Gottesnähe! Was daraus wurde, das war doch ganz gleichgültig! Das Schicksal hatte uns zusammengeführt. Wir begrüßten „Tristan und Isolde“ und stöhnten mit Melisande: „Wer hat Euch etwas zuleide getan?“ „Alle, alle!“ und vergingen in Anklagen gegen die Härte des Lebens, die Trennung von dem Geliebten oder den Tod forderte. Der Vorwurf der Philister, Ehen in Ruhe zu lassen, verhallte belächelt an unseren Ohren. Wie konnten diese Spießer eine Ahnung von dem haben, was solche „unberechnende“ Liebe an Entwicklungsmöglichkeiten mit sich brachte. Wie viel edler und reiner war sie, da sie keine Existenzsicherung forderte.

Aber die Liebesenttäuschung, die wir „machten“, führten uns konsequent in die Sphäre der wahrhaft reinen und heiligen Liebe: der unglücklichen, die uns endgültig vor jeder Entscheidung bewahrte. Hier konnten wir uns hinaufsteigern in die Idee der Mannesanbetung, der Ichanbetung, der sexuellen Reinheit. Unter dem Einfluß mystischer Gedankengänge (schon hier fing Rudolf Steiner zu wirken an) erlebten wir geistige Genüsse, Feinheiten und Seligkeiten seelischer Übereinstimmung, neben denen sexuelle Erlebnisse nicht nur in Nichts zusammenbrachen, sondern als unrein, schmutzig und ergebnislos gemieden wurden.

Siehe, ich kann nicht dein Weib sein,
Weil du mein Gott bist!
Ich muß dich verehren wie ihn
In Stille und Hoheit!...

Ich habe keine irdischen Wünsche nach dir,
Ich möchte dich auf einen Thron setzen
Und deine Beschützerin sein
Gegen die Angriffe der Masse.
Und wenn es dunkelt im Raum,
Möchte ich nichts, als die Klarheit
Und Größe deiner Seele empfinden,
Die mich so reich gemacht.

Laß nie deine Lippen meinen Mund berühren.
Meine Liebe zu dir ist zu groß,
Um irdische Lüste zu haben.
Irdisches Beieinandersein
Brächte unserer Liebe den Tod.

Aber, so grübelten wir mit Strindberg, nicht nur durch irdisches Beieinandersein, sondern durch den Fluch, der auf dem Menschengeschlechte lag, von Urbeginn an, war jede Liebesverbindung zwischen Mann und Weib von vornherein dem Tode preisgegeben. „Nach Damaskus" redete eine zu überzeugende Sprache. Hassend standen sich Mann und Weib im Geschlechtskampfe gegenüber, einer des anderen Überlegenheit fürchtend. Voll Haß und Unverstandensein lehnten sie einander ab, um in der Geborgenheit des göttlichen Mysteriums endlich Ruhe und Erlösung zu finden.

„Wir hassen uns" — sagt der Unbekannte — „weil wir uns lieben". Wir hassen uns, weil wir aneinander gebunden sind. Wir hassen das Band, wir hassen die Liebe, wir hassen das Lieblichste, das das Bitterste ist, das Beste, was das Leben gibt. Wir sind am Ende . . . Laß uns sterben und in einem höheren Leben unserer Liebe, die nicht von dieser Welt zu sein scheint, auf einem anderen Stern, wo es Ferne und Nähe nicht gibt, wo zwei eins sind, wo Zahl und Zeit und Raum anders sind als hier.

So wurde uns Strindberg Bannerträger und durch dieses mit mystischen Problemen erfüllte Werk Brücke zu Rudolf Steiners Anthroposophie. Denn so ganz leicht war es doch nicht, sich einer platonischen Liebe hinzugeben, und wir mußten schon starke Krücken haben, um sie ertragen zu können. Und Rudolf Steiner hatte sie: Karmische Zusammenhänge! Schuld früherer Inkarnationen! Das Leid der unglücklichen Liebe ist Ausgleich für die Vergehen in früheren Verkörperungen! Wir weinten fast über so tragische Zusammenhänge des Lebens! Und fühlten uns ganz heilig und rein, der Masse Mensch um unzählige Sprossen auf der himmlischen Entwicklungsleiter voraus.

Aber der Nackenschlag blieb nicht aus. Die Anthroposophen wahrten eine kalte Distanz zwischen sich und uns, den Neulingen auf ihrem Gebiete, und ließen uns sehr merken, daß sie die Oberen waren und wir die Unteren. Um aber auch hier unsere Sonderstellung zu erhalten, suchten wir unser Karma als ein besonders schweres hinzustellen und prägten unserem Kampf mit Dämonen und Geistern der schwarzen Magie eine besondere Note auf.

Es hätte also alles gut gehen können, und unsere Aufnahme in den anthroposophischen Kreis, die wir damals als unsere Lebensrettung ansahen, hätte sich vollziehen können, wenn nicht die Forderungen auf meditativem Gebiete, Beschäftigung mit der Eurhythmie und die allgemeine Zielsetzung der Menschheit — Geister der Freiheit und der Liebe zu werden auf dem geistigen Plan durch eine Reihe von Inkarnationen — uns an der Wahrheit der Sache zweifeln ließ, um so mehr, als unsere durch die Schwierigkeiten des Lebens schon aufs höchste gereizten Nerven durch dieses Inslebengreifen der Geister — die man allerdings im Gegensatze zur spiritistischen Weltauffassung niemals beschwor — die aber doch das Leben erfüllten und unsere im Tiefschlaf völlig vom Körper gelöste Seele zu sich riefen

auf den „geistigen Plan", einer völligen Zerstörung anheimzufallen drohten, so daß wir nächtelang die grausamsten Zustände hatten.

Ich ging damals zu den Anthroposophen, um mir Rat zu holen, und fand keinen. Im Gegenteil, jedesmal wenn ich um halb zwölf Uhr aus unseren Arbeitsabenden nach Hause kam, mit wach gepeitschten Nerven, die erfüllt waren von abgeschiedenen Seelen auf dem geistigen Plan und von den Stufen der Schrecken und Mutlosigkeit, durch die jeder Mensch hindurch müsse — denn auch mein Zustand war ja nur Feigheit in ihren Augen — so war die unheimliche Atmosphäre in meinem Zimmer so stark, daß ich bis tief in die Nacht hinein nicht wagte, das Licht auszulöschen. „Lesen Sie Steiner", hatte man mir geraten. „Lesen Sie Märchen", hatte ein anderer gesagt, dem es ebenso gegangen war wie mir (wie überhaupt den meisten). Aber Steiner lesen, in solchem Zustand, das war ganz ausgeschlossen. Ich wagte ja nicht einmal, an ihn zu denken, geschweige denn seinen Namen in den Mund zu nehmen. Ich entsinne mich ganz deutlich, daß mir die Rücken seiner Bücher, ich hatte einen Teil davon in meinem Bücherschrank, Grausen verursachten, wenn ich sie nachts ansah. So feindlich und gefährlich empfand ich alles, was von ihm an Büchern in meiner Nähe war. Ja, diese negative Wirkung ging bei mir so weit, daß ich ihn eines Nachts im Traume als Satan erblickte. Es war bei dem Tode eines Mannes, so träumte ich, ich erlebte den Tod mit und der Gestorbene stand nun in einem langen Korridor vor einer verschlossenen Tür und wartete auf den „geistigen Plan" und die Wahrheiten des Jenseits, wie sie Rudolf Steiner verkündet hatte. Da plötzlich sprang die Eisentür auf und Rudolf Steiner mit totenbleichem Gesicht — er lebte aber damals noch — verzerrt zur Teufelsfratze, in schwarzem Mantel gewickelt, stand vor dem Toten: „Du Törichter, daß du an mich geglaubt hast! Ich bin der Satan!", knarrte er ihn an. „Und jetzt sollst du erst wirklich sterben." Und damit versetzte er dem Toten einen Schlag auf den Kopf, und der war nun erst wirklich tot. Knarrend schloß sich hinter Rudolf Steiner die verrostete Tür.

Ich weiß noch, wie ich damals angstschweißgebadet erwacht war und seitdem hatte ich eine unüberwindliche Skepsis für Rudolf Steiner.

Meine Nächte steigerten sich zu Höllenqualen. Ich träumte schrecklich. Bald saß mir mein Vater an der Gurgel, bald füllten Geister mein Zimmer. Es drehte sich alles in mir und um mich, jedes Bild an der Wand hatte sein Gesicht, jeder Schatten war ein Bote aus dem Jenseits, ein Teufelchen oder ein guter Geist. So wie es zu dunkeln anfing, kam die Geistwelt, die ich nicht begreifen konnte und nicht aufnehmen konnte in mein Leben, in meine Welt hinein und trieb ihr Unwesen mit mir. Ich war schwächer als sie, weil ich sie nicht in meinem Glauben aufnehmen konnte und fürchtete, dem Wahnsinn zu verfallen.

Auch die intensive Lektüre Dostojewskis konnte uns nicht befreien, sondern riß uns nur immer tiefer hinein. „Raskolnikow", „Dämonen", „Idiot" und „Karamasoff", alles wurde unter dem Gesichtspunkte melancholischer, lebensfeindlicher, jenseitshungriger Tendenzen gelesen. Wohl fühlten wir das Überragende, fast Christushafte der Lebensgestaltung des Autors, ahnten seine Menschheitsliebe und seinen Liebeswillen zur Gemeinschaft, begeisterten uns an der immer wieder und wieder betonten Liebesforderung, aber zu stark war auf der anderen Seite die Betonung der Schwäche des Menschen, dem Christus alle Sünden vergibt, weil er, wie der Betrunkene so einzigartig im „Raskolnikow" ausführt, sich zu gering, zu elend, zu sündig fühlt, um erlöst zu werden. „Gerade Euch, Ihr Schwachen, Ihr Elenden, Ihr Niedrigsten, gerade Euch werden wir erlösen, weil Ihr Euch dieser Gnade nicht für wert haltet." Solche Verheißungen griffen wir auf und kamen in eine Lebenspassivität, die uns den Rest gab. Was wir taten, es war so gut wie nichts, geschah nur noch unter dem Gesichtspunkt: Es ist doch alles wertlos! Christus und seine erlösende Liebe ist alles! Wir träumten von diesem Reich, da alles ausgeglichen wurde, sahen es vor uns in der Herrlichkeit, wie es Dostojewski

im „Traum eines lächerlichen Menschen“ schildert, verlachten, wie früher schon, jeden Existenzhunger, wollten träumen, träumen, oder aus Liebe und in Liebe sterben. So wurden uns Gestalten, wie „Raskolnikow, Schatoff, Dimitri, Leitideale. Und wie sie, zwischen Gefühl und Willen schwankend, fürchteten wir uns nicht mehr, die Grenzen des Menschlich-Möglichen, des „Moralischen“ zu überschreiten. Daß aber gerade die Wucht und Tragik ihres Schicksals eine Folge war der künstlich provozierten Gemeinschaftsflucht, darüber öffnete uns erst die Individualpsychologie die Augen, in deren Hände uns ein gütiges Schicksal, uns vor dem Untergang, der unvermeidlich schien, bewahrend, geführt hatte.

Was schon zu unzähligen Malen Familie, Schule und Kirche, fanatisches Christentum und Anthroposophie als Gemeinschaftsforderung in mehr oder weniger verlogener Form (indem sie nämlich stets erst einen fast unbezahlbaren Kaufpreis, Aufgabe der Existenz, Verleugnung des Lebens, Anerkennung der Sonderstellung der anderen — siehe Anthroposophie — forderten) an uns herangetragen hatten, hier erhielt es zum ersten Male Beweiskraft durch die einfache Aufstellung der Zusammenhänge. Eine abgegriffene Münze leuchtete in reinem Gold, und wir beugten uns zum erstenmal ohne ein Gefühl der Selbsterniedrigung oder Selbstaufgabe vor dieser alten und doch so neuen Wahrheit.

„Sehen Sie,“ sagte der Heilende, „da haben Sie nun jahrelang Ihre Mitmenschen entwertet und gehaßt und sich eine Selbstblockade geschaffen, und nun wundern Sie sich, daß Sie in der Wüste stehen, von allen verlassen. Ohne Liebe! Lernen Sie selbst wieder lieben, so werden Sie auch Liebe gewinnen! Entwerten Sie nicht! Leisten Sie etwas! Nur das entscheidet und unterscheidet Sie von den anderen. Suchen Sie nach immer stärkerer Gemeinschaft!“

Ich hörte zu, voll innerer Aufgeschlossenheit, und beugte mich vor der starken Wahrheit dieser Worte. Ja, wir hatten gehaßt, statt zu lieben, künstliche Sonderstellungen geschaffen, statt etwas zu leisten, nach Vereinzelung gerungen, statt nach Gemeinschaft, und das alles nur, um „anders“ zu sein.

„Suchen Sie nicht immer Beweise für Ihre Sonderstellung. Seien Sie menschlich warm, dann kommt die Erlösung.“ Wir kennen die Geheimnisse des Jenseits nicht und können es nicht ergründen; soviel wir uns auch Mühe geben, die „Postverbindung mit dem Saturn“ herzustellen, es bleibt uns doch mit seinen Geheimnissen verborgen. „Das Leben aber will gelebt sein. Schaffen Sie ihm seinen Sinn.“ Das klang nach Nietzsche. „Stecke nicht den Kopf in den Sand der himmlischen Dinge, sondern trage ihn frei, einen Kopf, welcher der Erde Sinn schafft!“

Und doch, welche grundverschiedene Einstellung! Keine Hochzüchtung der Einzelpersonen jenseits von Gut und Böse, kein Hedda Gablers und Fräulein Julies, keine Menschen, die man anbeten durfte, nur weil sie das Verdienst hatten, Noch-nie-dagewesenes jenseits vom Guten „gemacht“ zu haben, sondern die Forderung, seine Tätigkeiten diesseits des Guten in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen, sich diesem vornehmsten Lebensgesetz, bei dem von Nietzsche nie die Rede ist, zu beugen.

Durch diese ernste Forderung fühlten wir unsere Lebenskraft wachsen, und wenn auch durch die langen Jahre der falschen Lebensorientierung Energie in Übermaß nicht mehr vorhanden war, wir fühlten die Verantwortung dem Leben und der Gemeinschaft gegenüber, sahen zum ersten Male den ganzen Schwindel unserer Sonderstellung und des angebeteten Gottmenschentums ein, dessen Hohlheit und Phrasenhaftigkeit uns aufgegangen war, da sich niemals Leistung, sondern nur Lebensflucht und Feigheit dahinter verbargen, und das ein glänzender Schutz für die „splendid isolation“ und das genialische Bummelleben auf Kosten anderer war.

Wir empfanden zum ersten Male Scham über die Verlogenheit unserer Weltverachtung, die nie durch Selbstmord die Konsequenz aus ihren Antigemeinschafts- und Lebensbestrebungen gezogen hatte.

Es fuhr wie ein reinigender Frühlingssturm durch die aufhorchende, nach Gesundung schreiende Seele. und wir nahmen ihn auf, nicht wie bisher, mit der Forderung, zu empfangen, zu nehmen, uns zu bereichern, auf Kosten der Leistung anderer und ihrer Entwertung, sondern zu geben, zu lieben und zu befreien, Menschen zu werden, ehe wir nach Göttern Sehnsucht hatten.

Verantwortung zu tragen und nicht feige sie abzuwälzen! Ja zu sagen dem Leben, das wir doch nie aufzugeben den Mut hatten, trotz aller scheinbaren Verzweiflung auch damals nicht, als Selbstmord Schlagwort und ein Spielball unserer Melancholie war, weil wir, das Leben, immer, auch damals schon, im tiefsten Grunde unserer Seele geliebt hatten.

So wurde: Liebe unsere treibende Kraft, Gemeinschaft, unsere Zukunftsforderung!

Bemerkungen über die soziologischen Grundlagen des „männlichen Protests“.

Dr. VALENTINE ADLER (Berlin)

Die Aufdeckung des männlichen Protests steht am Anfang der individualpsychologischen Forschung und bildet einen ihrer wichtigsten Bestandteile. Am besten wird er wohl als ein gegen den Mann gerichteter Protest definiert, der sich gleichzeitig als Ziel die Erreichung der Männlichkeit stellt. Am deutlichsten tritt er aber bei Frauen in Erscheinung (und davon soll hier hauptsächlich gesprochen werden), obwohl auch dem Manne als Leitlinie seines Strebens das Ziel der Männlichkeit in positiver oder negativer Form vorschwebt. Ja, wir werden heute wohl kaum einen Menschen finden, dessen Stellung zum Leben, insbesondere aber zum Problem der Zweigeschlechtlichkeit — zumindest zeitweilig — nicht vom männlichen Protest stark beeinflußt war. Wird der männliche Protest allerdings der ausschlaggebende Faktor im Leben des Menschen, dann tritt die Neurose ein, da die Überspannung und Alleinherrschaft des männlichen Protests jeden Konnex mit der Realität des Lebens verlieren läßt.

Die große Rolle, die der männliche Protest im Seelenleben Gesunder wie Kranker spielt, führt uns dahin, seine Grundlagen in der gesellschaftlichen Struktur zu suchen. Die Entstehung und Entwicklung des männlichen Protests ist nämlich nur möglich in einer Gesellschaftsordnung, in der das männliche Geschlecht die Vormachtstellung innehat, die es heute in der Privateigentumsordnung besitzt. Mit der Vernichtung dieser Vormachtstellung fällt das Machtproblem „Mann-Weib“ fort und mit ihm seine dialektische Umwandlung, der „männliche Protest“.

Die männliche Vormachtstellung äußert sich nicht etwa nur durch tatsächliche Machtpositionen oder gesetzliche Sanktionen. Unser ganzes psychologisches Denken hat eine dementsprechende Ideologie entwickelt, die oft nur mit der größten Mühe auch bei den fortgeschrittensten Menschen zu überwinden ist. So unterscheiden wir heute als etwas ganz Selbstverständliches „weibliche“ und „männliche“ Eigenschaften, wir stellen gewisse Forderungen an einen Mann, die wir nie an eine Frau stellen würden, und umgekehrt, kurz, unser ganzes psychisches Denken ist von der Überzeugung durchdrungen, daß dem biologischen Unterschied von Mann und Frau auch eine durch die Natur bedingte psychische und geistige Polarität entspricht.

Es ist bereits von den sozialistischen Utopisten des 18. Jahrhunderts dargelegt worden, wie die wirtschaftliche Vorherrschaft des Mannes in der Bourgeoisie

die Unterdrückung der Frau bedingt. Weiter ausgeführt wurden diese Gedankengänge insbesondere von Friedrich Engels („Ursprung der Familie“) und August Bebel („Die Frau und der Sozialismus“).

Von individualpsychologischer Seite her lassen sich diese Darlegungen dahin ergänzen, daß die Stellung der unterdrückten Frau in der Privateigentumsordnung eine Verletzung der objektiven Wahrheit, der Gleichheit von Mann und Frau darstellt. Aber keine „ewige Wahrheit“ läßt sich ungestraft unterdrücken; das Seelenleben revoltiert dagegen, und die Entwicklung des männlichen Protests bei Mann und Frau ist die Rache und Strafe für die Zurücksetzung des weiblichen Geschlechtes. Ein Blick auf die zahllosen „unglücklichen Ehen“ läßt seine verheerenden Wirkungen erkennen! Wie mannigfaltig auch die Kampfformen zwischen den Geschlechtern sein mögen, wobei von den Frauen sehr oft das Argument ihrer „Weiblichkeit“ als Kampfmittel angewandt wird, wieviel immer man von der Wesensverschiedenheit von Mann und Frau sprechen mag, bei längeren Disharmonien zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes wird jeder Konflikt auch sachlicher Natur in einen Konflikt um die Frage des „Oben-unten“-seins verwandelt.

Durch alle oft geradezu mystischen Theorien über den Fetischcharakter des Gegensatzes von Mann und Weib wird nur die eine Tatsache verschleiert: daß nämlich die Frau, ausgeschaltet vom gesellschaftlichen Leben, ausgeschaltet als Aktivposten im Familienleben und reduziert auf die soziale Funktion der Fortpflanzung (und auch diese fällt in den Nachkriegsjahren immer mehr fort), durch ständige Protestaktionen „männlichen“ oder „weiblichen“ Charakters wieder in den Vordergrund gelangen will.

Fragen wir nun nach dem Inhalt dieser Polarität, so stoßen wir bereits auf die erste Schwierigkeit. Denn je nach der Klassenlage, dem Milieu usw., je nach der Verschiedenheit seiner Zielsetzung werden andere Eigenschaften als typisch „männlich“, respektive „weiblich“ bezeichnet. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch gelten ungefähr folgende Eigenschaften als „männlich“: Kraft, Reichtum, Wissen, Sieg, Aktivität, Rücksichtslosigkeit usw. Demgegenüber stehen die als „weiblich“ bezeichneten Eigenschaften, und zwar: Güte, Geduld, Leiden, Kindlichkeit, Koketterie, Hingabe, Schönheit usw.

Wir sehen: ein Sammelsurium von Eigenschaften, die oft sogar Gegensätzliches fordern und die somit den Beweis erbringen, daß in Wirklichkeit hinter der Scheidung „männlich-weiblich“ etwas ganz anderes steckt als naturbedingte Geschlechtsunterschiede. In Wirklichkeit dient jeder dieser herbeigesehnten und deshalb mit dem Glorienschein der „Männlichkeit“, respektive „Weiblichkeit“ ausgestatteten Züge nur einer Aufgabe: der Kompensation der eigenen Minderwertigkeit durch den Geschlechtspartner. Daher die Verschiedenheit, oft auch geradezu Gegensätzlichkeit, der angeführten Merkmale! Daher aber auch die Möglichkeit ihrer Zusammenfassung und Reduzierung auf den Nenner „männlich-weiblich“. Denn gerade die ungleiche Stellung von Mann und Frau innerhalb der heutigen Gesellschaftsordnung bringt bei beiden Geschlechtern gewisse gemeinsame Zielsetzungen, entsprechend gewissen, als gemeinsam empfundenen Mängeln zum Vorschein, die dann unter dem Namen „männlich“ oder „weiblich“ zusammengefaßt werden.

Für die seelische und geistige Gleichheit von Mann und Frau spricht ferner die Geschichte der Menschheit von urkommunistischen Gemeinden mit Matriarchat an, in der die Frau Herrscherin gewesen ist und dementsprechend alle Eigenschaften entwickelt hat, die heute der Mann besitzt[1]), bis auf die heutigen Zeiten, in denen

[1]) Neuerdings ist dieser Nachweis von Vaertings „Männerstaat und Frauenstaat“ geführt worden, ein Buch, das für die Zeit des Mutterrechtes äußerst interessante Tatsachen zutage gefördert hat.

die berufstätige Frau fast alle Positionen erobert hat. Und in der Zwischenzeit, die immer als Beweis für die Leistungsunfähigkeit der Frau angeführt wird, sehen wir trotz aller tatsächlichen und moralischen Unterdrückung große Leistungen auf den verschiedensten Gebieten. Es sei hier nur daran erinnert, daß Frauen die Erfinder des Pflügens und Webens gewesen sein dürften und an die Leistungen der Nonnen in den Klöstern des Mittelalters, die innerhalb des ihnen gesteckten Rahmens Großes auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft geleistet haben. (z. B. Roswitha.)

Ein dritter Beweis für die Nichtexistenz eines von der Natur gegebenen Unterschiedes von Mann und Frau ist die Tatsache, daß zumindest die Größe dieses Unterschiedes je nach der Klassenzugehörigkeit Wandlungen erfährt oder aber auch ganz wegfällt. So spielt z. B. im Proletariat die Scheidung „männlich" und „weiblich" und dementsprechend der „männliche Protest" eine ganz andere Rolle als im Bürgertum. Allerdings darf das Proletariat hier keineswegs als einheitliche Masse gedacht werden. In breite Kreise des Proletariats ist die bürgerliche Ideologie wie in anderen Fragen so auch in dieser so tief eingedrungen, daß dieser bewußte Gegensatz ganz besonders stark in Erscheinung tritt.

Bei unserer Betrachtung handelt es sich aber um jene Schichten des Proletariats, in denen die Frau bereits aktiv auftritt, und zwar a) berufstätig, b) klassenbewußt ist. Die Berufstätigkeit der Frau genügt niemals, um ihr ihre unerdrückte Stellung zum Bewußtsein zu bringen. Sonst hätte der Emanzipationskampf der Frau gleichzeitig mit der Fabrikarbeit beginnen müssen. Dem war aber nicht so! Abgesehen von revolutionären Zeiten (französische Revolution) war die berufstätige Proletarierin von ihrer Minderwertigkeit so durchdrungen, daß sie sich als aktiver Faktor im gesellschaftlichen und persönlichen Leben völlig ausschaltete. Ihr Beruf wurde ihr zu einer zweiten Form der Unterdrückung. Es waren Frauen bürgerlicher Herkunft, die teils im bürgerlichen, teils im proletarischen Lager standen und dank ihrer größeren sozialen Sicherheit als erste die Gleichberechtigung und Gleichheit von Mann und Frau forderten. Wie sehr bei diesen an sich richtigen Forderungen der „männliche Protest" der treibende Faktor war, wird klar, wenn man insbesondere an die Anfänge der bürgerlichen Frauenbewegung zurückdenkt: Äußerliche Verwahrlosung, Ablehnung der gesamten Männerwelt, Ablehnung von sexuellen Beziehungen oder volle Zügellosigkeit „wie ein Mann", das waren die Devisen der beginnenden Frauenbewegung! Nicht auf Leistungen, sondern auf „Manngleichheit", worunter man sich die verschiedensten Dinge vorstellte, war das Ziel gerichtet. Das charakteristische Merkmal dieses Kampfes war das Gefühl der Schwäche, das seine Kompensation im „männlichen Protest" fand.

Derartige Auswüchse hat, von Einzelfällen selbstverständlich abgesehen, die proletarische Frauenbewegung nie gekannt. Denn ihr Kampf um Gleichberechtigung setzt erst nach dem Erwachen ihres Klassenbewußtseins ein oder, psychologisch ausgedrückt: Erst mit der Überwindung des Minderwertigkeitsgefühls durch das kollektive Selbstbewußtsein, das ist eben das Klassenbewußtsein, verschwindet in der Vorstellungswelt der Proletarierin die verschiedene Wertung von Mann und Frau. Das hat aber für den Charakter der proletarischen Frauenemanzipation (wenn man es überhaupt so nennen kann) eine ganz bestimmte Bedeutung: Im Gegensatz zur bürgerlichen Frauenbewegung steht hier die Befreiung der Frau keineswegs im Mittelpunkt, sondern reiht sich ein in den allgemeinen Kampf um Befreiung aus der Abhängigkeit. Die Gleichheit von Mann und Frau wird eine Selbstverständlichkeit und jede andere Auffassung als „kleinbürgerlich" kurzerhand abgelehnt. Denn der proletarische Befreiungskampf bedarf der Solidarität von Mann und Frau, und diese Solidarität vernichtet das Schwächegefühl der Frau, die Wurzel des männlichen Protests einerseits und der eigenartigen Beschränktheit der bürgerlichen Frauenbewegung

anderseits, die noch immer an besondere „Seelenkräfte“ der Frau glaubt. Mit einem Wort: erst der proletarische Klassenkampf läßt insbesondere in Zeiten seiner Zuspitzung die gesellschaftliche Unterscheidung der Geschlechter verschwinden.

Am weitesten fortgeschritten ist diese Erscheinung naturgemäß in Sowjetrußland, wo erst unlängst ein bürgerlicher Journalist mit Staunen berichtete, daß eine „Frauenfrage“ in Rußland nicht existiere.

Noch andere Umstände unterstützen das Verschwinden des männlichen Protests im Proletariat: Dem männlichen Proletariat kommt gesellschaftlich durchaus nicht die Stellung zu wie dem Manne der Bourgeoisie. Trotz seiner „Männlichkeit“ bleibt er der Unterdrückte, in der Fabrik, im Leben, ja bereits in der Schule! Die Männlichkeit erscheint also in diesem Kreise durchaus nicht als ein allzu begehrenswertes Ziel.

Ein anderer wichtiger Faktor für das schwächere Auftreten des „männlichen Protests“ im Proletariat ist die Tatsache, daß das Proletariat überhaupt weniger neurotisch ist als die Bourgeoisie. Auf die näheren Ursachen dieser Erscheinung hier einzugehen, würde zu weit führen. Nur auf die wichtige Rolle des Solidaritätsgefühles im Proletariat, im Gegensatze zur Bourgeoisie, sei in diesem Zusammenhange hingewiesen.

Und letzten Endes ist eben der Gegensatz: „Mann-Frau“ ein Ergebnis der Privateigentumsordnung und wird, abgesehen von Ausnahmen, als soziale Realität bestehen bleiben bis zu ihrem Zusammenbruche. Deshalb wird auch von ihren Verteidigern dieser „Antagonismus“ krampfhaft aufrechtzuerhalten gesucht, trotz aller persönlichen Katastrophen, die sich daraus organisch ergeben. Es entspricht aber nur einem Gebote der Logik, wenn Vertreter einer besseren Gesellschaftsordnung — zum Teil zumindest — die alte Ideologie liquidieren.

Ursachen und treibende Kräfte der Frauenbewegung im Lichte der Individualpsychologie

MARGARETE MINOR (Wien)

Die Frauenbewegung ist der Kampf der Schwachen gegen die Starken, der Unterdrückten gegen die Unterdrücker. Die Frauen, die heute immer noch in jeder Hinsicht zurückgesetzt werden, sowohl was ihre Bildungs- und Berufsmöglichkeiten betrifft als auch was ihre Rechtsstellung innerhalb und außerhalb der Ehe anbelangt, die von der Mitarbeit für die Allgemeinheit noch fast ganz ausgeschlossen werden, sind ganz genau in derselben Lage wie Kinder, die hinter ihren älteren Geschwistern zurückgesetzt werden, daher ergeben sich auch dieselben Folgen. Es entstehen Minderwertigkeitsgefühle bei ihnen, Trotz und Rebellion und der Wunsch, auf andere Weise beachtet zu werden. Wenn nicht als gleichwertige Kameradin, so als sexuelle Luxusblüte, wogegen anderseits die Männer wenig einzuwenden haben.

Es liegt sehr nahe, auf das Verhältnis von Mann und Frau die Methode der Individualpsychologie anzuwenden. Dr. Alfred Adler, ihr bedeutendster Vorkämpfer, ist auch zugleich ein Vertreter des Gedankens, daß es sehr zum Schaden der Allgemeinheit ist, daß die Frau noch so wenig Einfluß auf die Gesamtkultur hat. In diesem Gedankengang berührt er sich ganz mit den leitenden Ideen der Frauenbewegung, und wir müssen bekennen, daß diese Adlersche Theorie der

einzig richtige Weg ist, der die Menschheit zur Vervollkommnung führen wird durch die intensive Mitarbeit und den vertieften Einfluß der Frau. — Ich möchte hier die Wurzeln und die tieferliegenden Gründe der Frauenbewegung aufdecken, die, oft verkannt und mißverstanden, durch das Hineinleuchten mit dem Lichte der Individualpsychologie so einfach, deutlich und klar erscheinen.

Wie die Völker leiden und gelitten haben unter der Herrschsucht der Alleinherrscher und wie die Kinder leiden unter der Herrschsucht der Eltern, so die Frauen unter der Herrschsucht und dem Herrengefühl der Männer. Ich möchte hier nicht einem megärenhaften Angriff der Frauen auf die Männer das Wort reden, ich möchte auch keinen bösen Willen von seiten der Männer voraussetzen, sondern nur Tatsachen konstatieren, die durch die Verhältnisse entstanden sind.

Der Mann hat alle Gesetze, Sitten und Einrichtungen mit einer Art von naiver Selbstsucht auf sich und seine Bedürfnisse zugeschnitten. Er hat sich eine unbeschränkte Macht über die Frau angemaßt, sie als seinen Besitz betrachtet und behandelt, sie in der Ehe bevormundet wie ein unmündiges Kind, sie in eine sexuelle Hörigkeit gezwungen, die die Frauen, die sich ihres Persönlichkeitswertes bewußt geworden sind, nicht mehr ertragen konnten und wollten.

Er hat die Prostitution, die das Symbol der tiefsten Erniedrigung der Frau ist, eingeführt; der Männerstaat hat sie gewissermaßen als Institution gestützt und die Frau immer tiefer hinuntergedrückt durch die Einführung der Reglementierung und in ihrem Gefolge die doppelte Moral für die Geschlechter zum Gesetz erhoben.

Er hat die Frau in geistiger und wirtschaftlicher Abhängigkeit gehalten, ihre geistige Entwicklung verhindert, die Frau, wenn sie produktive Arbeit geleistet hat, auf dem Arbeitsmarkte zum Ausbeutungsobjekt gemacht und besonders in der Ehe die Frau als Luxusgeschöpf oder als Magd behandelt. Das Wort Rousseaus „la femme es faite specialement pour plaire a l'homme" erscheint heute noch der größeren Mehrheit der Männer als das selbstverständliche Motto für die Beziehungen von Mann und Frau zueinander.

Immer noch meint der Durchschnittsmann, daß seine Unterhaltspflicht der Frau gegenüber ihn berechtigt, Unterordnung und Untertänigkeit von ihr zu verlangen. Der Mann hat das Recht, zu befehlen, die Frau die Pflicht, zu gehorchen. Schon im Knaben wird früh das Gefühl der Überlegenheit kraft seines männlichen Geschlechtes erweckt — meist durch törichte, minderwertige Mütter oder Dienerinnen — es wächst mit ihm; als grüner Junge schon glaubt er seiner Mutter und seinen Schwestern überlegen zu sein, und der Mann fühlt sich sehr erhaben über die Frau, die er der Ehre würdigt, sie zu seiner Gattin zu machen. Er empfindet vielfach auch heute noch das Verhältnis zwischen Mann und Frau wie das zwischen dem Feudalherrn und seinem Vasallen. Für einen großen Teil der Männer ist es ein unerträglicher Gedanke, eine geistig gleichstehende Frau an ihrer Seite zu haben — sie ziehen es vor, ein geistig und physisch schwächeres Wesen um sich zu haben, das sie um jeden Preis beschützen wollen, um ihre Überlegenheit zu beweisen, wobei der Schutzbedürftige auch zugleich der Dienstpflichtige ist. Das Verhältnis zwischen Mann und Frau ist dadurch besonders verbittert worden, daß, wo ein Konflikt entstanden ist, immer der Mann zugleich Partei und zugleich Richter war. Wie sieht heute noch der Schutz der unehelichen Mutter und des unehelichen Kindes aus?

Das ist der Hintergrund, von dem sich die Frauenbewegung abhebt.

Die Folge der Unterdrückung der Frau war die Entmutigung der Frau und als letztes Mittel, um sich Geltung zu verschaffen, die Neurose. Die Frau, die immer als die Rückständige, die weniger Gebildete (weil man ihr die Bildung

verwehrte), die Untüchtige, Minderwertige hingestellt wurde durch den Mann, glaubte es endlich selbst zu sein. Man wies ihr von vornherein die Rolle der Staatsbürgerin zweiter Kategorie an, sie nahm sie hin, leistete nichts für die Allgemeinheit, verlor den Sinn für große Fragen — „ich verstehe ja doch nichts davon“, „auf mich kommt es nicht an“ — stellte sich in seinen gewollten Gegensatz: „die Politik geht uns Frauen nichts an“, vergeudete eine von Natur starke Energie auf die Kleinlichkeiten von Haus und Familie, widmete in Ermanglung von geistigen Interessen der Hausarbeit eine übertriebene Bedeutung, während anderseits der Mann ihre Tätigkeit als Hausfrau zu gering wertete; kurz, sie spielte eine untergeordnete Rolle. Sie verlor den Mut und den Glauben an ihre Leistungsfähigkeit; und das ist das Schlimmste, daß sie sich in die Rolle der Lieblingssklavin hineingefunden hatte, die Brot, Schmuck und Zärtlichkeit von ihrem Herrn empfängt, dafür aber keinen eigenen Willen haben darf, ihr Selbstbewußtsein als gleichberechtigter Mensch — ihre Freiheit verkauft hat! Der kranken, zarten, nervösen Frau mußte man mehr Aufmerksamkeit schenken, man mußte mehr Rücksicht auf sie nehmen, die man auf die gesunde niemals genommen hätte, man mußte ihren Launen Rechnung tragen, „sie ist so nervös“, daher erklärt sich die besondere Betonung der „weiblichen Schwäche“, während Frauen, wenn sie wollen, sehr stark und widerstandsfähig sein können, und das Hervorkehren der Nervosität, die bis zur Hysterie gesteigert werden konnte und kann, denn diese letzte Spielart ist noch in voller Blüte.

Die Frauenbewegung ist der „männliche Protest“ der Frau gegen die Herrschsucht des Mannes, die sich übrigens gegen ihn selbst wendet, denn sie verdirbt ihm den Charakter.

Gleich dem Kinde, das zugunsten seines älteren Bruders zurückgesetzt wird, erfüllte die Frau lebhaftester Protest! Was ihm erlaubt war, wurde ihr verboten. Die Frau, die sich ihres Wertes bewußt war, wollte nicht mehr nur Mittel zum Zweck für eines anderen Lust sein! Der Widerspruch, die Rebellion erwachten als Reaktion gegen die männlichen Überlegenheitsgefühle. Die Frau wurde sich klar darüber, daß sie um alle ihre Rechte gebracht worden war dadurch, daß sie die physisch und wirtschaftlich Schwächere war, weil sie dem Faustrecht weichen mußte, das auch heute noch herrscht, nur in anderer, aber nicht minder drückender Form als im Mittelalter. Man sagte ihr, sie sei nicht reif für diese Rechte, sie aber wußte wohl, daß die Menschen für alle Rechte nur reif werden, wenn sie sie ausüben dürfen.

Die Frauen wurden als inferiore Wesen behandelt unter dem Vorwand, daß sie unbeständig, nicht so leistungsfähig wie der Mann und nervös seien. Sie waren dies alles, weil sie inferior behandelt wurden. Sie haben seither den Beweis erbracht, daß sie leistungsfähig und tüchtig sind, sie haben sich während des Krieges auf allen Gebieten bewährt; trotzdem will man ihnen auch heute noch den Platz an der Futterkrippe streitig machen, die verantwortlichen, gut bezahlten Stellen werden ihnen sowohl in der Verwaltung als auch in der Industrie vorenthalten. Es entsteht ein Kampf um die Macht, eine Feindschaft zwischen den Geschlechtern, die nicht in der Natur begründet ist. In letzter Linie besteht Interessengemeinschaft zwischen Mann und Frau, die schon die wichtige Aufgabe der Aufzucht des künftigen Geschlechtes verbindet, indem ihnen ein gemeinsames Ziel gesetzt wird. Die Feindschaft entsteht nur durch die Ungerechtigkeit des Mannes gegen die Frau.

Alle die Erscheinungen, die die Individualpsychologen bei den zurückgesetzten Kindern beobachtet haben, finden sich bei den Frauen auch wieder vor. Verheimlichung, Lüge, Hysterie, Neurose, übertriebenes Unterstreichen ihrer körperlichen Schwäche stellen lauter Versuche der unfreien, dem Manne untergeordneten Frau dar, auf Umwegen zu der ersehnten Geltung zu gelangen.

Wie Eltern nur selten den Charakter ihrer Kinder kennen, weil die Machtstellung von der einen, die Unterordnung von der anderen Seite ein vollkommenes Vertrauen ausschließen, so auch zwischen Mann und Frau. Sie hat nicht den Mut, sich zu geben, wie sie wirklich ist, sie spielt nur eine Rolle, die Rolle, von der sie vermutet, daß sie ihm in dieser am besten gefallen wird, wie sie etwa das Kleid anzieht, welches er vor anderen bevorzugt, denn sie hat eine intuitive Kenntnis dessen, was dem Manne genehm ist, und dadurch verbirgt sie ihr inneres Leben vor ihm. Diese Beobachtung gehört keineswegs der Vergangenheit an, sie ist höchst aktuell. Noch immer gibt es Tausende von Ehen, in denen die Frau, nach dem Rezept von Rousseau, sich dem Mann so gibt, wie er sie zu sehen wünscht, und damit aufhört, eine Persönlichkeit zu sein, ein Wesen mit eigenem Gepräge, und sich der Erniedrigung, die in dieser Verleugnung ihrer Eigenart liegt, gar nicht bewußt, sondern noch stolz darauf ist, daß sie den Mann so gut zu „behandeln" versteht. Hier ist das Nietzsche-Wort am Platz: „Der Mann macht sich ein Bild des Weibes und das Weib bildet sich nach dem Bilde".

So gehen viele Menschen, die in enger körperlicher Gemeinschaft und in täglichem Verkehr miteinander leben, doch wie völlig Fremde nebeneinander hin, weil der eine keine Ahnung von dem Innenleben des anderen hat!

Zur Wahrheit, ihr eigenstes Seelenleben zu offenbaren, gehört vor allem Mut! Zu diesem Mut muß die neue Frau erzogen werden, unbekümmert darum, ob und wem sie gefällt, sich offen und frei zu geben, wie sie ist. Dieser Mut, ganz sie selbst zu sein, die Entfaltung der eigenen Fähigkeiten und Wesensart zur freien Persönlichkeit, wird eine starke Quelle individuellen Glückes für sie sein! — Dieser Mut ist es, von dem Adler sagt, daß er das Wichtigste für das Kind ist, um den man es ja nicht bringen darf, weil ihn der Erwachsene nicht entbehren kann.

Jede Frau, die Mutter wird, fühlt es tief, daß sie für diesen wichtigsten aller Berufe gar nicht vorbereitet wird — es bleibt ganz dem Zufall überlassen, ob sie ihn gut erfüllt oder ob sie versagt. Ebensowenig wird sie zur Arbeit für die Allgemeinheit erzogen. Es wird ihr oft vorgeworfen, sie habe kein Gemeinschaftsgefühl, man gibt ihr aber keine Gelegenheit, es zu entwickeln. Die Frau von heute ist für diese Aufgabe schon vorbereitet und teilweise erweckt, sie verlangt die Mitarbeit in Gemeinde und Staat, der Blick für allgemeine Ziele hat sich ihr schon eröffnet. Bei der Beratung öffentlicher Angelegenheiten ist ihr ja ein bescheidenes Plätzchen eingeräumt worden, doch ist sie weit davon entfernt, ihren Standpunkt durchsetzen zu können, ihre Art die Dinge zu sehen, zur Geltung zu bringen. Wer könnte zweifeln, daß Wohnungspflege, Säuglingsfürsorge und Pflege der Kostkinder, Schul- und Erziehungswesen, Armenpflege in erster Linie Frauenangelegenheiten sind?

Aber auch die Bekämpfung der Prostitution und der Reglementierung, ebenso wie die Reform des Eherechtes und die Gesetze, die uneheliche Mutter und das uneheliche Kind betreffend, schreien nach der Mitarbeit der Frau, nach der Geltendmachung ihres Verständnisses und ihrer Eigenart. Sie muß die Beseitigung der bestehenden Vorrechte des Mannes unermüdlich verlangen, die Zulassung der Frauen zu den verantwortungsvollen Ämtern in Gemeinde und Staat und ihre Heranziehung zu den Pflichten für die Allgemeinheit, und man muß von ihr verlangen, daß sie sich der sozialen Verantwortung als Hausfrau und Arbeitgeberin bewußt werde.

Noch ist der Einfluß der Frau auf den gesamten Kulturbesitz, auf das tägliche Leben, auf die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse ein verschwindend kleiner. Nicht nur die Frauen sind zurückgesetzt dadurch, daß man sie beiseite schiebt, überall, wo es sich um ernste Lebensfragen handelt, sondern es leidet darunter die gesamte Menschheit! — Der Allgemeinheit darf es nicht gleichgültig sein, wenn die wichtigsten Ämter von Ministern, Diplomaten,

Advokaten, Parlamentariern usw. nicht von den Fähigsten besetzt werden — und das sind ja doch nicht immer nur ausschließlich Männer — vielmehr, sobald die Frau die notwendigen Eigenschaften besitzt, dürfte man ihr diese Ämter nicht vorenthalten. Viele Stellen werden von Männern innegehabt, die viel weniger für sie geeignet sind, als so manche Frau. Ist der Mann gleichbegabt, so hat er den Wettbewerb nicht zu scheuen, wenn nicht, so ist es eine Ungerechtigkeit ebensosehr gegen die Frauen als auch gegen das Gemeinwesen, das ein Recht auf den besten Vertreter hat.

Erst wenn diese Forderungen erfüllt werden, wird das Minderwertigkeitsgefühl der Frau schwinden und damit seine Auswüchse und neurotischen Erscheinungen. Schon heute gibt der Frau das Bewußtsein ihrer Gleichwertigkeit, ihrer Ebenbürtigkeit, wenn sie auch noch weit davon ist, voll anerkannt zu werden, den gesunkenen Mut zurück. Das Stiefkind der Gesellschaft hofft in seine Rechte eingesetzt zu werden und sie zum Besten aller zu verwerten. Nicht umsonst soll die Frauenbewegung 50 Jahre lang gearbeitet haben. Sie hat gekämpft dafür, daß die Frau nicht mehr die Leibeigene, die Favoritin des Mannes, sondern sein Kamerad, seine Gefährtin sein soll. Dafür, daß die Frau frei und selbständig, sie selbst sein darf und will. Dafür, daß der anmaßenden Herrschsucht und dem Egoismus der Männer ein Ende bereitet werde und daß Mann und Frau Hand in Hand für das Wohl der Gesamtheit arbeiten sollen. Ein wirklicher, wesentlicher Einfluß der Frau auf das öffentliche Leben, der ein Machtfaktor wäre im Staatshaushalte und im Kulturleben beider Geschlechter, müßte von einsichtigen Männern gewünscht und gefördert und die Forderungen der Frauenbewegung mit Nachdruck unterstützt werden! Bisher sind solche Männer noch recht dünn gesät, um so erfreulicher ist es, daß ein Arzt, ein Pädagoge, ein eminent denkender Mensch, die Wichtigkeit der Frauenfrage erkannt hat und vom wissenschaftlichen, ebenso wie vom rein menschlichen Standpunkte aus für sie eintritt. Mit seinem Ausspruche möchte ich diese Ausführungen schließen.

Nur die volle Gleichberechtigung der Geschlechter kann nach Adler die Welt erlösen, den Kampf der Geschlechter aufheben, der in einem ewigen Machtstreben seinen Grund hat, und ihr Verhältnis harmonisch gestalten. Erst wenn beide gleichberechtigt sind und gemeinsame Pflichten haben, wird die Arbeit beider Geschlechter kulturfördernd sein.

Über die Eifersucht als weibliche Sicherung

Von Dr. ALICE RÜHLE-GERSTEL (Dresden)

Schleiermacher sagt einmal: „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.“ Das sieht zunächst so aus, als ob der Eifersüchtige mit einer gewissen böswilligen Absicht zu Werke ginge. Der Individualpsychologe wird den Spruch richtig verstehen, wenn er sich an den Worten „suchen“ und „leiden“ orientiert und jede moralische Wertung zunächst beiseite läßt.

Das „Suchen“ weist uns auf die Zielstrebigkeit des Symptoms hin — Eifersucht ist keine Grundkategorie der menschlichen Seele, sondern ein Symptom des Lebensplanes. Wir wittern, daß in der Planmäßigkeit des Lebensablaufes auch dieses wie jedes Symptom an einer ganz bestimmten, nämlich der „richtigen“ Stelle stehen wird. Das „Leiden“ weist uns auf das Krankhafte des Symptoms — und wahrhaftig, wir finden bei der Eifersucht die zwei typischen Merkmale jeder Krankheit: sie schafft Leiden und sie vermindert die Lebens- und Arbeitsfähigkeit. Ein

Stück Lebensplan und ein Stück Krankheit — das heißt für den Individualpsychologen: ein Stück Neurose.

Dagegen werden Einwände laut werden, dieselben, die auch gegen die Lehre vom Machtstreben laut zu werden pflegen. Die Eifersucht sei etwas Natürliches, man finde sie überall und zu allen Zeiten, ja sogar schon bei den Tieren ... usw. Die Hinweise auf das „Natürliche" und auf die Tiere werden wir mit einigem Mißtrauen hinnehmen. Glauben wir doch, erkannt zu haben, daß auch die Wissenschaft nur das entdeckt, was sie braucht, was ihr, wie Adler sagt, „in den Kram paßt". Es könnte sich erweisen, daß das, was wir als Neurose (in bezug auf die Eifersucht) bezeichnen, nur die Hypertrophierung einer „natürlichen" Erscheinung ist; es könnte sich aber auch erweisen, daß die sogenannte Natürlichkeit von Tieren oder primitiven Menschen unter den weiten Oberbegriff Neurose (im Sinne eines Überbaues über fundamentale Unsicherheiten) fällt und daß es erst noch die Aufgabe der Zukunft ist, Lebewesen ohne Neurose zu bilden. Wie dem auch sei, die weibliche Eifersucht, über die ich hier in aller Bescheidenheit und ohne den Anspruch auf erschöpfende Behandlung ein weniges sagen möchte, gleicht in allen ihren Erscheinungsformen jenen nervösen Symptomen, wie sie die Individualpsychologie beschreibt, und nur ihre allgemeine Verbreitung und relative Erträglichkeit mag es veranlaßt haben, daß man sie noch immer als gewissermaßen schicksalsgegeben hinnimmt. Wenn ich hier nur von der weiblichen Eifersucht spreche, so werde ich mir vielleicht die Frauen, denen diese Nummer gewidmet ist, zu Feindinnen machen. Ich möchte andeuten, daß mir die männliche Eifersucht, die gewiß auch verbreitet genug ist, als eine „weibliche" Eigenschaft erscheint und daß sie überall dort auftreten wird, wo der Mann in seiner Männlichkeit nicht sicher ist. Deshalb glaube ich, meine Einschränkung aufrechterhalten zu können.

*

Wenn wir pedantisch katalogisierend vorgehen wollen, müssen wir die weibliche Eifersucht nach zwei Gesichtspunkten untersuchen: nach ihren Gegenständen und nach ihren Äußerungsarten.

Unter den Gegenständen steht die wirkliche oder vermeintliche Nebenbuhlerin um die Liebe des Geschlechtspartners obenan. (Darum hat man den Fehlschluß getan, die Eifersucht für eine sexuelle Erscheinung zu halten.) Diese Eifersucht tritt mit schwerem moralischen Geschütz auf den Kampfplatz: Pflicht, Recht, Treue und ähnliche unkontrollierte Allgemeinbegriffe sind die Kanonenkugeln. Das ist sozusagen die legitime Eifersucht, die der Uneingeweihte solange für natürlich und sogar für gesund hält, solange sie innerhalb gewisser Grenzen bleibt. Und sie hat in der Tat einen Schein von Natürlichkeit, weil ja heutzutage der Frau aus einer ehelichen Untreue des Mannes allerhand materielle, seelische und oft auch gar gesundheitliche Schädigungen erwachsen können. Meist aber nimmt man bei genauerem Zusehen wahr, daß sich die Eifersucht nicht auf den einen Gegenstand beschränkt. Es kommen andere Personen in Betracht, die keine eigentlichen Nebenbuhler im Sinne eines „natürlichen Rechtes" sind, Kinder, Eltern, Geschwister, Freunde, Berufskollegen, Gesinnungsgenossen. Ist die Schraube der Eifersucht einmal los, kommen sie alle nacheinander an die Reihe. Aber der Kreis der Menschen wird noch erweitert um den Kreis der Dinge: ein Hund, eine Katze, ein Kanarienvogel, ein Lieblingsbuch, das Fahrrad, der Schreibtisch, die Briefmarkensammlung, ja die Vorliebe für eine Idee oder Weltanschauung kann zum Gegenstand eifersüchtiger Leidenschaft werden. Kurz alles, das dem Betroffenen wert ist oder zu sein scheint. Wenn die Eifersucht sich auf alle diese Gegenstände erstreckt, wird schon das Lachen laut und das Ziel offenbar: es heißt — Alleinherrschaft. Wenn nur einer der nebensächlichen Gegenstände eifersuchts„besetzt" ist, wird der Durchblick schwerer; man findet aber, daß immer gerade der „gefährlichste" oder gefährlichst scheinende Konkurrent ausgewählt wurde. Oft ist dies maskiert

unter allerhand bona fide vorgebrachten Ansichten: da will man eben nur auf diese eine Frau eifersüchtig sein, weil sie die angebliche oder wirkliche Zuneigung, die ihr zugewendet wird, nicht „verdient". Da würde man einen anderen Sport als den gerade vom Manne bevorzugten sogar unterstützen, wenn dieser nicht gerade gesundheitsschädlich wäre. Man hätte nichts dagegen, daß er einen Klub, einen Verein, eine Parteiversammlung besucht, wenn er nicht dort sein Geld ausgäbe, in schlechte Gesellschaft geriete, zu weit vom Beruf abgelenkt würde... Wir kennen alle diese Wenn! Es wird der Eifersucht der Mantel des Wohlwollens umgehängt, der uneigennützigen Besorgtheit. Meist ohne daß die Empfindende es durchschaut. Es gehört ja oft zur Wirkungsmöglichkeit neurotischer Sicherungen, daß ihr Sinn unverstanden bleibt.

Dieser Sinn heißt Alleinherrschaft über eine Person, Alleinherrschaft über seine Bewegungs-, Neigungs-, Beschäftigungsfreiheit, heißt den unglückselig Betroffenen zur Unselbständigkeit herabdrücken, damit — das eigene Selbstgefühl gehoben werde.

Wie auch der Erfolg des eifersüchtigen Verhaltens ausfallen mag, dem neurotischen Lebensplan wird auf die eine oder andere Weise gedient. Fügt sich der Mann, dann hat man den Beweis des eigenen Wertes, den man immer und immer wieder sucht. Fügt er sich nicht, wird er am Ende gar zu Handlungen getrieben, die ihm sonst ferngelegen hätten, dann hat man den Beweis für den eigenen Unwert, den man geheim, aber ebenso dringend sucht, weil er als Enthebungsschein vor den Aufgaben des Lebens und zur Rechtfertigung weiterer Arrangements dient; denn eines ist klar: die Situation der Eifersucht ist immer eine arrangierte Situation, auch wenn ein wirklicher Anlaß vorliegt. Man macht sich die Tatsachen zurecht, wenn sie nicht vorhanden und wenn sie vorhanden sind; die Wirklichkeit des Neurotikers ist keine wirkliche Wirklichkeit!

*

Die Gegenstände der Eifersucht haben uns das Ziel gezeigt — nur in groben Umrissen, wie es dem Raum dieses kleinen Aufsatzes entspricht. Die Äußerungsarten sollen uns die Mittel zeigen. Dabei werden wir prüfen müssen, ob der Grundsatz der Individualpsychologie: „Wenn zwei nicht dasselbe tun, so ist es doch dasselbe", stimmt. Wir werden also die Äußerungsarten der Eifersucht als wohlausgedachte Sicherungen zum Ziele der Alleinherrschaft verstehen und auf ihre Tauglichkeit hin untersuchen müssen. Da ist zuerst die tyrannische Eifersucht; es ist dem Manne nicht erlaubt, mit anderen Frauen zu sprechen, allein auszugehen usw. Da gibt es immerfort Szenen, Katastrophen, Lärm und Toben. Die Drohung mit Selbstmord, Mord oder Auf-und-davonlaufen ist nicht selten. Ohne Mühe reihen wir diesen Typ unter die Neurotiker mit „direkt aggressivem" Verhalten, wie Adler sie geschildert hat. Dann ist da die weinerliche, märtyrerhaft duldende Art der Eifersucht, bei der es verweinte Augen, zusammengebissene Zähne, schlechte Laune, oder auch Krankheit, Ängstlichkeit, Furcht vor dem Alleinsein, Klagen, daß man alt werde, daß man nicht mehr reizvoll sei usw., gibt. Diese Art fällt fast ebenso deutlich unter die „indirekte Aggression". Das sind die zwei Komponenten der nach außen gewendeten Eifersucht (als Grenzfälle; meist treten sie gemischt auf). Man könnte sie die pseudo-sadistische Eifersucht nennen. Es gibt aber auch eine pseudomasochistische Art, die darin besteht, daß man eifersüchtig ist, indem man (betont) nicht eifersüchtig ist. Für die Frau, die dies empfindet, ist es fast schlimmer. Denn zur Qual über das wirkliche oder vermeintliche Vernachlässigtwerden gesellt sich die Qual darüber, daß man eifersüchtig ist und es nicht äußern darf. Da ist nichts von direkter oder indirekter Tyrannei zu spüren, da werden im Gegenteil alle Freiheiten gewährt, bis zu der Freiheit, mit Wissen der eigenen zu fremden Frauen zu gehen, alle Freiheiten — nur die eine nicht: sich die Freiheiten selbst zu nehmen! Hier erkennt man die Toleranz als eine ins Heroische oder heroisch sein sollende

umgelogene Eifersucht. Die Absicht ist auch hier die gleiche: Alleinherrschaft über den „eigenen“ Mann, der einem ja „gehört“. Meist tritt diese Verhaltungsweise dort auf, wo die direkte oder indirekte Aggression zum Verlust des Objekts zu führen droht; auch manchmal dort, wo feinempfindendes Selbstgefühl die sadistische Eifersucht als Selbstgefühlsverlust empfände. Aber die gewährte Freiheit dient wieder als Fessel. Ja, in der Tat, sie kann in raffinierter Weise Schuldgefühle beim Manne wecken, dem es so nahegelegt wird, einen Mißbrauch damit zu treiben! Ein Mann mit Schuldgefühlen aber ist weit eher der Unterlegene als ein Mann mit bloßer Schuld. Und auf Unterlegenheit und Überlegenheit kommt es letzten Endes auch hier an.

Aber aus Protesten kommen oft gute und nützliche Dinge; auch bei der Eifersucht. So kann man als Folgen der Eifersucht letzten Endes auch das Streben beschreiben, dem Mann zulänglicher Ersatz für alle anderen Frauen, Menschen, Dinge zu werden, indem man sich selbst in jeder Hinsicht verbessert und veredelt. Ein kleines Beispiel: Viele Männer haben die Angewohnheit, beim Essen Zeitung zu lesen. Wollen wir gar nicht davon anfangen, warum und wozu sie diese Gewohnheit haben. Wie verhalten sich nun die verschiedenen Typen der auf diese Zeitung eifersüchtigen Frau? Die direkt Aggressive wird losschimpfen und den Mann in einen Streit verwickeln. Die indirekt Aggressive wird durch trübseliges Gebaren, durch Bemerkungen, wie elend sie sich fühle, wie wenig ihr das Essen schmecke usw., die Aufmerksamkeit von der Zeitung abzulenken suchen. Der in sich gekehrten Eifersüchtigen wird das Essen wirklich nicht munden. Aber die Eifersüchtige „mit Wirklichkeitssinn“, so könnte man sie nennen, wird durch nette Anordnung der Speisen, durch munteres Wesen und interessante Unterhaltung bewirken, daß der Mann die Zeitung von selbst aus der Hand legt.

Der Antrieb ist bei allen derselbe: man fühlt sich vernachlässigt. Auch das Ziel ist dasselbe: man will Beachtung und Überlegenheit gewinnen. Aber der Effekt der Mittel ist verschieden: die direkt und indirekt Aggressiven quälen beide Teile, sich und den Partner, die In-sich-gekehrten quälen nur sich, die „Realpolitischen“ machen beiden Teilen Freude. Bei einer psychologischen Untersuchung der Eifersucht kommt es nicht darauf an, hier Unterschiede zu machen; alle Verhaltungsweisen fließen aus derselben Quelle: dem weiblichen Minderwertigkeitsgefühl, und wollen nach demselben Ziel: zur Überlegenheit und Herrschaft, hin. Wenn wir die Frage des Gemeinschaftslebens ins Auge fassen, dann kommen wir ohne Wertungen nicht aus und müssen sagen: Äußerungsarten der Eifersucht, die (unbeschadet ihres neurotischen Ursprunges und Zieles) die Leiden bei sich und anderen verringern, sind der Gemeinschaftsbildung und damit dem Sinn des Lebens verwandter und darum vorzuziehen. Es steht hier überhaupt zur Diskussion, inwieweit die individualpsychologische Therapie zuerst darauf ausgehen sollte, die Anlässe zur Kompensationslust aus dem Wege zu räumen, und inwieweit sie sich, angesichts der gesellschaftlich gegebenen Begrenzung dieses Unterfangens, vorläufig damit begnügen muß, dem Kompensationsstreben eine möglichst gemeinnützige Bahn anzuweisen.

*

In einer Zeitschrift, die von lauter Informierten gelesen wird, schien es mir beinahe schon banal, auf das Herrschaftsziel hinzuweisen, das ja jeder Eingeweihte leicht von selbst erkennt. Noch selbstverständlicher scheint der Hinweis auf das weibliche Minderwertigkeitsgefühl als Wurzel der Eifersucht. Vielleicht aber ist es nötig, zu sagen, warum ich die Eifersucht als spezifisch w e i b l i c h e Sicherung bezeichnet habe. Es scheint mir, daß zum Unterschied von anderen Kompensationsformen (z. B. der Frauenbewegung oder der Prostitution — man nimmt hoffentlich für selbstverständlich, daß ich hier keine Werturteile abgebe!) in der Eifersucht als Kompensationsform ein mehr oder weniger bewußtes Sichzurückziehen auf das weibliche „Schicksal“ zu bemerken ist. Die Frau ist seit Jahrhunderten von aller

gesellschaftlich-öffentlichen, geistigen, kulturellen Betätigung ausgesperrt; dadurch ist sie in ihren eigenen und den Augen der Männer zum bloßen Geschlechtswesen gestempelt worden und teilweise auch dazu degeneriert. Ihre Geltungsmöglichkeiten erschöpfen sich — wirklich oder scheinbar, dem Neurotiker ist das ja alles eins — in der Beziehung zum Geschlechtspartner. Ein Mann kann Macht, Ruhm, Geld, Anhängerschaft, ideellen oder materiellen Erfolg in der Welt zum Geltungsziele haben. Die Geltungssphäre der Frau aber ist bis vor ganz kurzer Zeit (und ist für die meisten Frauen auch heute noch) mit den vier Wänden des Hauses, oft genug mit dem Bettvorhang eng umgrenzt. Ihr fast einziges Geltungsziel erwächst ihr aus dieser ihrer Sphäre; es heißt: Anerkennung durch den Mann, Besitz und Beherrschung des Mannes. Da wundern wir uns nicht, daß alle weiblichen Sicherungen die Farbe dieser Einseitigkeit annehmen. Und nicht genug, daß in der Ehe und Liebesbeziehung der Tummelplatz der Geltungstriebe abgesteckt wird; schon vorher, bei der Liebeswahl, entscheidet die Perspektive der Geltung (mehr, wie ich glaube, und jedenfalls prononcierter als beim Mann). Die Wahl wird in erster Linie davon beeinflußt, ob der Geliebte die sonst nirgends erreichbare Geltung darstellt oder verschaffen kann. Daß man dann einen, den man als Kompensation und Kompensationsverschaffer „errungen" hat, festhält, mit allen Mitteln, ist begreiflich, besonders begreiflich beim Neurotiker, der, wenn er einmal zugepackt hat, das Gepackte krampfhaft festhält. Insofern wäre die Eifersucht in einem anderen als dem vulgären Sinne „natürlich". Aber wir finden Eifersucht auch in bezug auf Männer, die nicht geliebt oder begehrt werden, wahrscheinlich nicht, weil sie dem Geltungsbedürfnis der Frau auf irgendeine Weise nicht Rechnung tragen. Die Frau fühlt sich durch den Erfolg einer anderen Frau auf jeden Fall zurückgesetzt, auch wo ihr selbst an diesem Erfolg eben nicht viel liegt. Der kluge George Meredith sagt in seinem für den Individualpsychologen unerschöpflichen Buch „Der Egoist" darüber: „Es tut weh, etwas an andere abzutreten, auch wenn wir selber gern darauf verzichten würden."

*

Bei den Typen von Frauen, die geschildert wurden, ist charakteristisch die seelische Haltung: „Ich lasse mir nicht den Rang streitig machen". Die mitmenschliche Beziehung ist völlig durchsetzt und verfälscht durch den Gesichtspunkt einer Rangordnung, der von außen, nach dem Analogon der gesellschaftlichen Verhältnisse, hineingetragen wird. Und als Diener dieses verzerrten Erlebens fungieren nun Gedächtnis, Apperzeption, Logik, ja die gesamte Ideologie im Dienste des Geltungsplanes. Der unbeteiligte Zuschauer vermag sich oft vor Staunen nicht zu fassen, was da alles bemerkt, gemerkt, notiert, vermutet und gedacht wird. Am schwersten liegt die Last der eifersüchtigen Fiktionen auf den Frauen, die sich aus irgendeinem Ehrgeiz, einer Vorstellung von sich als „ungewöhnlicher" Frau, die nicht, wie die „Durchschnittsfrau" eifersüchtig sein dürfe, innerlich abquälen und nichts sagen. Es fehlt da die Korrektur durch die Umwelt, so kann sich eine Vermutung unwidersprochen zur Wahrscheinlichkeit auswachsen, und nach einiger Zeit dient sie, inzwischen zur „Sicherheit" gereift, schon einer neuen Vermutung zur Grundlage und Rechtfertigung. Wenn dann einmal der lange Faden abgeschnitten wird, ist oft der Knäuel der Fiktionen nicht mehr zu entwirren, nicht mehr festzustellen, was Wirklichkeit, was Einbildung war. Aber die geringe Wirklichkeit und die beträchtliche Einbildung verfilzt und verwickelt ineinander, ist so affektbesetzt, daß die Korrektur durch die Außenwelt meist nicht mehr verstanden werden kann. Oft genug erscheint dann Verbrechen, Wahnsinn oder Tod der einzige noch mögliche Ausweg.

*

Neben dem Drang nach Herrschaft fällt bei der Eifersucht besonders der Drang nach Besitz, und zwar nach möglichst ausschließlichem Besitz ins Auge. Sehr begreiflich in einer Welt, in der alles, Bildung, Erfahrung, Beziehung

zu Menschen, ja Gefühl (vergleiche die Sprachwendungen: Erfahrungsbesitz, Gefühlsreichtum), unter dem Kriterium des Besitzes, des Habens, stehen. Der Besitzbegriff erscheint in soziologischer Deutung als gesellschaftlicher Fetisch; in individualpsychologischer Sprache heißt das: neurotische Fiktion! Daß Liebe zu einer Person und Alleinbesitz dieser Person nicht notwendig zusammengehören, zeigen die Forschungen über Gruppenehe, Promiskuität usw., die sicher noch viel zu wenig sagen, weil sie durch die Brille des Besitzes und der Monogamie gesehen sind. Aber wir verstehen auch die Betonung des Besitzstandpunktes in der Liebe, wie wir vorhin die Wahl der Liebessphäre zur Kampf- und Geltungssphäre verstanden haben, aus der sozialen Geschichte der Frau: die Frau war ja ganze Jahrhunderte nicht nur von Ansehen, Aktivität und Kulturanteil ausgeschlossen, also von Gebieten, wo es zu g e b e n gilt — sondern ebensolange und länger ausgeschlossen von jedem materiellen Besitz (noch in der nachrevolutionären Gesetzgebung hat der Mann das Verfügungsrecht über Einkommen und Vermögen der Frau, wenn nicht ausdrücklich Gütertrennung beantragt wird. Wie weit er umgekehrt sie an seinem Vermögen und Einkünften beteiligt, hängt ganz von seinem Belieben ab), also von der öffentlichen Sphäre des N e h m e n s. In soziologischer Parallele könnte man sagen: die Frau war die längste Zeit über P r o d u z e n t i n n u r i n d e r G e s c h l e c h t s s p h ä r e; deshalb schafft sie aktiv Sicherungen und Geltungsmöglichkeiten vorwiegend in dieser Sphäre. Und die Frau war K o n s u m e n t i n n u r a u f d e m U m w e g ü b e r d e n e i n z e l n e n M a n n; deshalb überträgt sie alle Besitzansprüche auf ihn, als auf den ihr allein zugänglichen Repräsentanten des „Besitzbaren". Aus dieser Betrachtungsweise empfangen wir die Bestätigung, daß die Eifersucht d i e weibliche Sicherung par excellence ist. Wo sie bei Männern auftritt, können wir in Adlerscher Terminologie von einer Sicherung mit weiblichen Mitteln sprechen. (Die Herrschaftseifersucht, die sich bei scheinbar starken Männern findet, ist von der weiblichen dadurch unterschieden, daß sie sich nie auf andere Menschen oder gar Dinge richtet als auf den Nebenbuhler-Mann. Die Frau ist Geschlechtsobjekt des Mannes, besagt diese Art der Eifersucht; wehe, wer da hineintapst! Freundinnen, „Kaffeeschwestern" usw. kann sie haben so viel sie will; das ist eine Sphäre, die den Mann nichts angeht. Wir können hier auf die Eifersucht der Männer nicht näher eingehen. Möchten nur anregen, einmal eine Psychologie der Geschlechter bei der Eifersucht anzupacken und von dort her aufzurollen. Das wäre vielleicht ganz ergiebig.)

*

Das Streben nach Besitz ist letzten Endes das Streben nach Sicherheit. Diese auch meines Erachtens nach prima causa der menschlichen Entwicklung liegt jedem Geschehen, jeder sozialen wie psychischen Bildung zugrunde. (Vergleiche vorige Nummer den Aufsatz von Johannes Neumann und unsere Schriftenfolge „Am anderen Ufer"). Das Streben nach Sicherheit wird — eine der Banalitäten, wegen derer die „Wissenschaftler" uns verspotten — am stärksten bei den Unsichersten zu finden sein. Nehmen wir die Sicherungen, die man Herrschaft und Besitz nennt, ins Auge und darunter speziell die auf dem Gebiete der Geschlechtsbeziehungen, so folgt daraus, daß die sogenannte natürliche Eifersucht, wie wir sie allerdings auch bei höheren Tieren und primitiven Menschen finden, nur auf einer bestimmten Stufe der Lebensunsicherheit „natürlich" ist. Daß sie ewig „natürlich", das heißt ein nötiges Sicherungsmittel bleiben werde, ist daraus nicht abzuleiten. Herrschaft, Besitz und das Streben danach, also auch die Eifersucht, tritt solange zur Sicherung auf, als noch die Angst das Leben beherrscht, solange noch eine große Körperunfähigkeit, mangelnde Produktionsreife, klassenmäßige, geschlechtliche oder Altersrangordnung Unsicherheitsgefühle schafft und Sicherungsbestrebungen hervorruft. Mit zunehmender Sicherheit wird die Menschheit über diese Herrschafts- und Besitzsicherungen hinauswachsen Diese Sicherungen werden sich erledigen, nicht im

Sinne des „Teilens“ der Dinge und Menschen (dieser Fetisch ist auch nur aus der Angst vor neuen, noch unbekannten Sicherungsformen geboren), sondern in der Anerkennung und dem tiefen Erleben des Satzes, daß man das, was man besitzen will, sich täglich neu verdienen muß! Und die Eifersucht als Spezialfall der Sicherungen dieser Menschheitsphase: damit sie sich erledigen lasse, ihren Stachel verliere, müssen die geschlechtlichen Rangordnungen faktisch und ideell abgebaut sein. Aber dies nur als Voraussetzung; nicht durch „Frei-von-Zwang“ geschieht irgend etwas Neues. Nicht durch Gewährenlassen (auch nicht durch beiderseitiges Gewährenlassen!) wird die Eifersucht überwunden; nur durch tätiges freies, tägliches Neugestalten der menschlichen Liebesbeziehung, die dann keine Sicherung im Sinne einer Fesselung (der Ring als Symbol!) mehr sein wird. Nur zwischen freien Menschen kann eine unneurotische Bindung entstehen. Dies ist das Ziel; der Weg geht immer weiter. Auch die Liebe ist eine unendliche Aufgabe. Das „Leiden“ wird schwinden; das „Suchen“, im Sinne dieser unendlichen Aufgabe, wird bleiben.

Ein Mädchen, das mit den Augen zwinkerte

Von Dr. JAN SCHOO (Den Haag)

Fräulein A. ist 23 Jahre alt und arbeitet auf einem Bureau. Sie stammt aus einem gebildeten, intellektuellen Milieu. Ihr Vater ist gestorben, die Mutter lebt noch. Ihr Bruder ist zweieinhalb Jahre jünger und spielt die Rolle des Hausherrn unter großem Beifall der Mutter.

Sie zwinkert schrecklich mit den Augen. Ihre Haltung ist leicht gebogen und neigt zur Koketterie. Ihre Sprache ist affektiert, fremdsprachige Wörter werden gerne eingeschaltet. Oft ist sie sehr unruhig und nervös in ihren Bewegungen. An guten Tagen dagegen hat sie etwas Frisches, Natürliches, Witziges und Herzliches in ihrem Wesen.

Es stellt sich heraus, daß sie zu Hause fortwährend mit dem Bruder streitet. Dieser erzählt schon kurz nach der Begrüßung: „Gestern warf sie mir am Tische ‚aus Spaß‘ meinen Teller zu, so daß er brach; als ich erst einige Wochen alt war, hat sie es auch schon so gemacht und versucht, mir den kleinen Finger abzubeißen.“

Als Erinnerung erzählt sie darauf folgendes: „Ich fahre eine Puppe, die ich sehr liebe, in einem Wägelchen. Da kommt ein Bube und sagt: Stelle das Wägelein mal umgekehrt. Ich mache es, da fällt die Puppe und bricht in Stücke. Voller Wut werfe ich dem Buben etwas an den Kopf.“

Hierin erscheint klar der Protest, womit sie sich gegen den Jüngeren, der sie entthronte, gerichtet hat. Umgekehrt vergrößert sie selbst seine Autorität, spricht immer von ihm mit der größten Bewunderung und sieht ihn sogar in der Gestalt größer als er wirklich ist. Sie macht ihn auf diese Weise noch heldenhafter, noch unüberwindlicher für sich selbst, entschuldigt sich und deckt sich für die Zukunft.

Dies alles wird ihr jetzt klargemacht, ihr gezeigt, wie sie wohl einerseits viele Schwierigkeiten überwunden hat und mit der Arbeit gut vorwärts gekommen ist, wie sie aber anderseits entmutigt und enttäuscht ist. Letzteres zeigt sich in dem fortwährenden, unfruchtbaren Streit mit ihrem Bruder und in ihrer kompensierenden Haltung, welche ebenso wie die Art ihres Sprechens Interesse erwecken sollen. Das Zwinkern mit den Augen bewegt sich in genau der gleichen Linie. Da ihre Augen nicht besonders beweglich sind — ein Auge ist kurzsichtig, das andere weitsichtig, während die Mutter an einem Auge fast erblindet ist — läßt es sich leicht verstehen, daß sie gerade zu dieser Gewohnheit gekommen ist: Die Augen neigen bei Ermüdung von selbst zum Zwinkern. Die Weise aber, in der es sich bei ihr äußert,

ist so eigenartig, daß sicher ihre Augen davon keinen Nutzen mehr ziehen; das Besondere, Auffällige spielt eine große Rolle.

Sie gibt zu, daß das Zwinkern ihre Augen ermüdet und daß, wenn sie einmal darauf achtgibt und es unterläßt, dies ihren Augen wohltut. Weiter gesteht sie, sehr enttäuscht zu sein, weil sie nicht studieren konnte, und sagt, daß sie sich eine ernste und interessante Haltung besonders in der Zeit angewöhnt hat, als sie, nach einer andern Stadt übergesiedelt, während einem Jahre die Schule nicht hatte besuchen können. Es war ihr dies aber zu Herzen gegangen, und sie hatte es als eine Degradation empfunden, um so mehr, als es ihrem Bruder erlaubt war, sofort in eine neue Schule einzutreten.

Es wurde ihr dann weiter gesagt, daß sie all diese Demonstrationen gar nicht brauche, daß sie ganz anders, einfach und natürlich sein könne, daß sie ja auch immer ihre Arbeit munter erfülle, daß sie unseres Erachtens sicher nicht weniger intelligent sei als ihr Bruder und daß sie, obwohl sie es als Mädchen bestimmt schwieriger habe im Leben, doch versuchen soll, in ehrlicher und richtiger Weise durchzukommen. Alle unfruchtbaren Unarten werden ihr dabei nur das Leben erschweren. Sie soll die Schwierigkeiten auf sich nehmen, sehen, was ihr Leben gedrückt hat, ohne daß es ihr selber ganz klar war, und soll den Mut fassen zum wirklichen Leben.

Schon mit diesem einen Gespräch ist es, als wäre eine schwere Bürde von ihr abgenommen. Wir begegnen ihr zwei Tage darauf; sie geht geradeaus und munter. Mit einem Scherz auf diese Tatsache aufmerksam gemacht, erwidert sie: „Das kommt von der Sonne und vom schönen Wetter.“ Wir lachen und sagen, daß auch die Sonne einen Menschen ermutigen kann. Am nächsten Tage sehen wir sie wieder. Sie sagt: „Sehen Sie wohl, es regnet und doch gehe ich gerade!“

Noch einige Male sprechen wir zusammen. Die früheste Erinnerung lautet: „Als ich zwei oder drei Jahre alt war, gingen wir auf das Land. Da war ein Bub, der sein Bein gebrochen hatte und immer liegen mußte. Das hat mich schrecklich gequält. Auch war ein Mann in der Gesellschaft, der hatte ein schwarzes Tüchlein vor einem Auge. Ich mußte immer hinschauen, ich fand es entsetzlich und versteckte mich bei meiner Mutter.“ Dazu gibt sie noch folgende Erläuterung: „Wenn mein Vater krank war, fand ich das auch immer schrecklich und wollte nicht zu ihm gehen.“

Wäre einem anderen Kinde solche traurigen Sachen auch zu Herzen gegangen, sicher würde es doch andere Erinnerungen mitgebracht haben. Hier wird schon früh eine gewisse Eigentümlichkeit betont, die das Kind zu etwas Besonderem macht, und derart erscheint es uns selbstverständlich, daß sie sich als Kind immer einsam gefühlt hat. Zu gleicher Zeit manifestiert sich in dieser Erinnerung eine Furcht vor dem Leiden, wobei sie sich mit den leidenden Personen identifiziert: „Auch ich muß leiden.“ Das bezieht sich auf ihre Mädchenrolle im allgemeinen und im besonderen auf diese Rolle dem Bruder gegenüber. Weiter ist es auch merkwürdig, daß immer nur ein Mann krank ist. Danach gefragt, bestätigt sie, daß es ihr nicht viel ausmache, wenn eine Frau krank sei. Das heißt also: „Das Schlimmste, was passieren kann, ist, daß ‚der Mann‘ krank wird.“ Auch daraus ergibt sich, daß ihr das Idealbild des Mannes vorschwebt. Würde ihr dies entnommen (krank werden), dann wäre alles zerstört. Gefragt, ob sie nicht lieber ein Mann als eine Frau sein wollte, verneint sie dies mit Heftigkeit. Aber diese Heftigkeit überrascht uns nicht, denn sie hat sich eben gewöhnt, die minderwertig gefühlte Frauenrolle durch eine besondere Weiblichkeit und als weiblich geschätzte Tugenden zu kompensieren, wie sie auch früher durch Folgsamkeit und Fleiß den Bruder zu übertreffen suchte. Ja, sogar das Leiden der Frau wird bei dieser Einstellung zu einer Tugend, während das Leiden des Mannes eine tragische Größe in sich birgt.

Ihre Ansichten von der Ehe sind selbstverständlich entsprechend gefärbt. Die Frau lebt in der Ehe für den Mann, sie tut ihm alles zuliebe. Daß aber nicht nur

„gegeben“ wird, sondern auch „genommen“, ergibt sich aus der Mitteilung, daß eine freundschaftliche Beziehung mit einem jungen Manne von ihr beendet wurde: „weil er (Student) nicht viel arbeitete und mich also nicht sehr liebte“. Weiterhin wurde als eine gute Seite der Ehe genannt: „die viele Zeit, die man dann hat, um zu lesen“.

Wir überlegen dann zusammen, daß es doch eigentlich besser sei, dem Manne in jeder Hinsicht und in allen Situationen als ebenbürtig entgegenzutreten, und daß hochgespannte Erwartungen leicht zu Enttäuschungen führen könnten. Besser als in der Ehe ein „Ideal“ zu fordern, ist es, sich vorzubereiten auf gemeinschaftliches Zusammengehen und Zusammenarbeiten, wobei man immer wieder der harten Realität in die Augen zu schauen hat. Ihr wurde gezeigt, wie sie doch eigentlich auch hier die Rolle der Frau als eine minderwertige Rolle fühle, wie sie aber, wie immer, diese Minderwertigkeit auf ihrer Weise umzudeuten sucht, indem sie nun etwas besonders Gutes davon machen will. Ist dieses Streben einerseits gut und lobenswert, kann es anderseits nur dann als fruchtbar angesehen werden, wenn es sich deckt mit dem wirklichen Leben und sich darauf richtet. Wir sprechen auch von ihrer Lesewut, über die Art, wie sie Liebesgeschichten, die sie gelesen hat, in schillernden Farben erzählen kann, und kommen zum Ergebnis, daß hier außer dem Wunsche auch noch ein gutes Stück des Gegenteils darin steckt, nämlich Angst und Flucht vor der Wirklichkeit, die sie veranlassen, das Leben lieber zu „lesen“ als zu „leben“.

Auch ein Traum stellt sich ein. An einem Abend wurde für eine kleine Bühnenaufführung repetiert. Die ihr zugedachte Rolle befriedigte sie nicht. Nun träumt sie: „Ich bin unterwegs nach Helmond, da komme ich zu einer großen Schauspielertruppe. Ich fahre in einem Wagen, aber es währt so lange, so endlos lange, bis wir hinkommen, und ich werde immer schläfriger. Auch scheinen wir nicht auf einer Straße zu fahren, sondern wir holpern auf einem Sandweg. Wenn wir endlich stille halten, stehen wir irgendwo draußen vor einem einsamen Hause mit einer altmodischen, grauen Fassade. Ich gehe hinein und lege mich schlafen. Dann kommen zwei Männer, Einbrecher, und die wollen mich, glaube ich, ermorden.“

Bei „Helmond“ fallen ihr verschiedene Bekannte ein; das „Heiraten“ tritt immer wieder in den Vordergrund. Auch dem Namen kommt eine Bedeutung zu (Helmond — Glühlampenfabrik: hell — Mund, Mond, Leben).

Und die Bühne, was wird da gespielt? Nichts anderes als das Leben selbst. So wie sie wegen ihrer kleinen Rolle enttäuscht ist und nun im Traume nach einer größeren Truppe sucht, so ist sie auch im Leben nicht mit ihrer Rolle zufrieden und würde etwas Besonderes wollen. Und was ist schließlich der Lebensweg bei allen den Menschen, die eine so besondere Rolle spielen wollen? Die Individualpsychologie hat stets wieder darauf gewiesen: es sind immer entmutigte Menschen, die ihre gewöhnliche Rolle nicht genügend spielen können oder glauben, nicht spielen zu können, nicht stetig weiter arbeiten, aber nach Erfolg jagen, um, wenn dieser ausbleibt, nur noch mehr den Mut zu verlieren. Dann fangen sie an, irre zu gehen und geraten auf Seitenwege, wo sie billige Triumphe suchen. Wie klar kommt dies nicht im Traume zutage: der Weg wird endlos, sie kommt auf einen Nebenweg, holpert im Sande, im Unfruchtbaren. Statt ins leuchtende, helle Leben zu geraten, schläft sie ein, kommt nicht vorwärts und bleibt stecken in ihren unwirklichen Idealen und unfruchtbaren Besonderheiten.

Und wenn sie endlich den Weg zurückgelegt hat, wo ist sie dann? Sie ist noch immer nicht am Ziele, sondern steht vor einem einsamen Hause mit altmodischer Fassade. Wenn wir zu realisieren versuchen, was aus einem solchen Mädchen wird, das nicht zur Auflösung dieser Lebensprobleme gelangt, dann müssen wir sagen: sie läuft Gefahr, eine alte Jungfer zu werden mit allerhand Eigentümlichkeiten, immer einsam und unglücklich. Steht es nicht im Traume: „ein einsames Haus mit altmodischer Fassade“?

Stark ist ihr Widerstand, wenngleich sie in lachender Entrüstung so und so vieles zugibt. Unerbittlich ist aber die Konsequenz, die sie jetzt noch zu ziehen hat. Als sie in einem Spiel einen Satz machen sollte, da hat sie geschrieben: „ich bin noch keine alte Tante“, und wer schreibt das sonst als diejenige, die eine alte Tante in sich fühlt und fürchtet! Das ist der häßliche Hintergrund der schönen Ideale, vom Lesen und Träumen, Beschäftigungen, die schließlich nicht nur schön sind, sondern auch ohne Schwierigkeiten vonstatten gehen, nicht zu Niederlagen führen und nichts kosten, wie es das wirkliche Leben tut. Wer das wirkliche Leben erreichen will, der muß arbeiten, mit dem, was er hat, der muß ausgesöhnt sein mit seiner Rolle, und der muß alle unfruchtbaren Eigentümlichkeiten fortlassen, weil sie keine Hilfe bedeuten, sondern eine Bürde. Deswegen soll sie, wo sie mit ihrer Arbeit schon so tüchtig vorwärts gekommen ist, auch im Liebesproblem langsam vorwärtsschreiten, vorbereiten und die Wirklichkeit realisieren, wobei sie sich gleichwertig dem Manne gegenüberzustellen hat. Denn sonst kommt der Mann nicht als Kamerad, sondern als Einbrecher, Mörder und Vergewaltiger. Schließlich ist auch dies ein typisches Stück Altjungfer-Traum, von der Angst erzählend und vom Wunsche, daß es einmal passieren möchte. Zur Illustration bringe ich ihr noch folgendes Witzchen: „Eine alte Jungfer schaut jeden Abend unter ihr Bett, ob nicht ein Dieb oder Einbrecher da sei. Und wahrhaftig, an einem Abend, wenn sie wieder schaut, da sitzt einer unter dem Bette. Was ruft sie aus? ‚Endlich!!‘“.

So haben wir zusammen gesprochen. Nach einigen Gesprächen war das Zwinkern gänzlich zur Ruhe gekommen und das Mädchen war viel ruhiger geworden. Ganz zuletzt sagte sie: „Ist das nur Suggestion? Das sagen sie daheim.“ — „Was meinen Sie selbst, das es ist?“ — „Einsicht.“ Eine bessere Antwort vermöchte auch die Individualpsychologie wohl nicht zu geben, und damit konnten wir ruhig schließen.

Nebenbei: Der familiären Augenminderwertigkeit entnimmt die größere seelische Spannung bei der visuellen Patientin einen subjektiv sichernden Augenfehler, das Zwinkern. (A d l e r, Organminderwertigkeit, II. Auflage in Vorbereitung.)

Mütterlichkeit

Von ADA BEIL (Berlin)

Über das „Rätsel Weib“ ist seit Jahrtausenden so viel von Männern geschrieben und ausgesagt worden, daß man als Frau in eine Art Betäubung gerät, wenn man sich zum ersten Male der unendlich vielen Behauptungen über das Wesen des Weibes bewußt wird, die dennoch in ihrem widerspruchsvollen Bilde die Einheitlichkeit vermissen lassen.

Die „weibliche Psyche“ ist der Tummelplatz für männliche Äußerungen seit so langem, und die diktatorische Geste der Verkünder ergab sich so natürlich aus der höheren Schätzung und Leistungsfähigkeit des Mannes, an die er selber glaubte und glauben mußte, daß eine Andersorientierung der Frau als völlig aussichtslos erschien.

Nur in einem Punkte trafen sich Männer und Frauen: in der Beratung der „Mütterlichkeit“, als der ureigensten „Anlage“ des Weibes, die sich aus der Tatsache der Mutterschaft von selber ergab und die dem Manne abgehen mußte, eben weil er keine Kinder zur Welt brachte.

Man hatte damit die „Mütterlichkeit“ als eine von der Natur gegebene weibliche Anlage entdeckt und verteidigte und verteidigt diese Position mit einer Hartnäckigkeit von männlicher und weiblicher Seite aus, die den psychologisch Interessierten zu einem Eingehen auf diese Frage reizt.

Nun besteht die nicht zu leugnende Tatsache, daß eine Menge unverheirateter Frauen, wenn man ihr Leben und ihre Beziehung zu Kindern kennt, eine Fülle von Mütterlichkeit entwickeln, die man bei vielen Frauen, die wirklich Mütter sind, vergeblich sucht. Also hier schon ist ein Gegebenes, welches der Klärung bedarf.

Es könnte für diesen letzteren Fall der Einwand gerechtfertigt erscheinen, daß die Mütterlichkeit, das Muttergefühl, durch starke äußere Einflüsse und durch schlecht geratene Kinder so verkümmert werden könnte, daß in einer Nichtübung dieser Anlage der Grund zur Erklärung liege. Daß vom individualpsychologischen Standpunkte demgegenüber ernste Bedenken aufsteigen, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Jedenfalls sind diese „nichtmütterlichen" Frauen bei näherem Hinsehen (ich scheide aus bestimmten Gründen die Arbeiterfrau aus), entweder Menschen, die starke gesellschaftliche Verpflichtungen sich aufbürden, oder solche, die irgendwie im öffentlichen Leben eine besondere Stellung einzunehmen sich bemühen, oder solche, die überhaupt wenig Verantwortungsgefühl zeigen, sich also negativ verhalten. (Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei hinzugefügt, daß das Auftreten in der Öffentlichkeit sehr wohl mit Mütterlichkeit Hand in Hand gehen kann und bei vielen Frauen durchaus auch geht. Mütterlichkeit und öffentliches Auftreten stehen in keinem Kausalzusammenhang. Aber das bestimmte Auftreten gewisser Frauen in der Öffentlichkeit hat seinen Grund in der Unmütterlichkeit.

Psychologisch gesehen, enthalten die drei angeführten Kategorien Typen, die, in irgendwie äußerlich gesicherter Ehe lebend, sich über den „Durchschnittsmenschen" erleben wollen, sei es nun in positiver oder negativer Richtung.

Die in diesem Sinne Positiven ersetzen die Mütterlichkeit, an deren Gradhöhe die Wertschätzung der Frau unter anderem hängt, durch andere Dinge, welche ihnen ebenfalls Wertschätzung verschaffen, wobei aber ihre Aktivität nicht den durch allgemeine Auffassung vorgezeichneten Linien folgt, sondern wo sie den Inhalt des Tuns selbständig bestimmt.

Diese Frauen wollen höher hinauf, mehr sein als die Geschlechtsgenossinnen, und sie können eine angebliche Anlage, die der Mütterlichkeit, mit Leichtigkeit wegwischen.

Bei noch näherem Zusehen entdeckt man, daß diese Frauen nur sich und ihre Stellung im Leben kennen, daß sie kalt, herzlos, egoistisch sind, daß sie z. B. nie etwas behalten, was andere betrifft oder bewegt, daß sie, bei geringem Gemeinschaftsgefühl, die Ehe nur als Sicherung betrachten, in ihr aber völlig isoliert stehen und bei allem nur geleitet werden vom Machttrieb der Geltung um jeden Preis.

Machttrieb also löscht hier Mütterlichkeit aus, und die psychologische Tatsache des Gebärens gibt keine Gewißheit für Mütterlichkeit, kann also als Kausalgrund dieser Veranlagung nicht in Anspruch genommen werden.

Auch bei den „Negativen" vermag die Tatsache der körperlichen Mutterschaft nicht die Mütterlichkeit zu erhalten. Und individualpsychologisch gesehen, erscheinen gerade die Frauen, welche kein Verantwortungsgefühl haben, alles auf die anderen abwälzen, irgendwie eine Krankheit oder Unfähigkeit vorschützen, so rührend hilflos dem Manne gegenüber ihre Schutzbedürftigkeit betonen, als die stärksten Bedroher der Gemeinschaft, die sie durch negative Machtausübung zur Seite schieben, weil sie ihr anders nicht beikommen können, weil sie nicht bereit sind, das Leben als Wirklichkeit zu erkennen und die Kosten alles Seins auf sich zu nehmen.

Zu ihnen gehören die vor allem aus Mangel an richtiger Erziehung entmutigten Frauen.

Wie erklärt sich nun die Mütterlichkeit so vieler unverheirateter Frauen oder der Frauen ohne Kinder? Und was verstehen wir unter ihr?

Die unverheiratete Frau muß zunächst auf die natürlichste Gemeinschaft, auf die Ehe verzichten.

Die Statistik von 1914 zeigt einen Frauenüberschuß von 2 Millionen, die zunächst keine Ehemöglichkeit haben.

Die Sicherungen, welche die Ehe verschafft, fehlen diesen Frauen, und sie müssen sich, falls sie die Einsamkeit nicht erdrückend empfinden wollen, in irgendeiner Form den Gemeinschaftsanteil am Leben suchen. Um so mehr als die Mehrzahl der verheirateten Frauen so in der eigenen Gemeinschaft befangen ist, daß den Alleinstehenden von dieser Seite nicht viel Verständnis kommen kann.

In den Fällen, wo sich bei diesen Frauen der für jeden notwendige Ausgleich gegenüber dem Kinde auswirkt, zeigt sich in der „Mütterlichkeit", die im Grunde nur eine andere Formerscheinung des Gemeinschaftsgefühles darstellt.

Bei den verheirateten Frauen, denen Kinder versagt sind und die dennoch Mütterlichkeit aufweisen, finden wir bei näherem Zusehen, daß sie ihre Ehe nicht auffassen als ein Sichzurückziehen von der Welt zugunsten eines „Hinstrebens zur Zweisamkeit", eines „Arrangements der Intimität", wo wir die Beziehung zum lebendigen Sein vermissen, sondern als eine Lebensform, die eine der vielen Gemeinschaftszellen darstellt, aus welcher eine Volksgemeinschaft in erster Linie mit erwachsen kann.

Die Tatsache der körperlichen Verbundenheit von Mutter und Kind ist natürlich eine physiologische Gemeinschaft schlechthin. Aber wie wir gesehen haben, hat diese mit der psychologischen Erscheinung des Gemeinschaftsgefühls nicht unbedingt etwas zu tun, da die Psyche noch anderen Gesetzen folgt. Obgleich die richtig verstandene naturgegebene Verbindung zwischen Mutter und Kind am leichtesten den Weg zur Gemeinschaft anbahnt. Nur darf diese Verbindung und die Tatsache, daß das Kind auf die Hilfe der Mutter angewiesen ist, nicht den Spielplatz für Machtgelüste abgeben.

Professor Dr. Sellheim, der Gynäkologe der Hallenser Universität, berichtete in der Februarsitzung 1925 der Berliner ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Konstitutionsforschung über die Möglichkeit der Vorausbestimmung des Geschlechtes und führte aus, daß durch die Erweiterung der Untersuchungsmethode des Physiologen Abderhalden betreffs Blutreaktion die Voraussagemöglichkeit von 78% Treffsicherheit auf 99% gestiegen sei. Auch in der Berliner Universitätsfrauenklinik sei das neue biologische Verfahren geprüft und als zuverlässig erprobt worden.

Er führte dann einen Fall an, der die praktische Bedeutung dieser Erkenntnis illustrieren sollte.

Es handelte sich um eine Schwangerschaft, bei welcher der Hausarzt die Unterbrechung der Schwangerschaft aus bestimmten Gründen vorschlug. „Mann und Frau machten die Einwilligung zu dem Eingriff davon abhängig, ob ein Knabe oder ein Mädchen zu erwarten war. Wenn ein Knabe zu erwarten war, wollte die Mutter die Gefahr der Entbindung auf sich nehmen."

Individualpsychologisch gesehen, bedeutet diese Entscheidung gegenüber einem physiologischen Vorgang, der ja die Anlage zur Mütterlichkeit bewußt machen soll, nichts anderes als die Anerkennung des Prinzips der Vorherrschaft: Du bist ein Knabe, du bist wertvoller in dieser männlich orientierten Welt, du bist sogar so viel mehr wert, daß die Mutter ihr Leben dafür opfern will und der Vater eher auf die Frau verzichten will als auf den Träger seines Namens. „Wahre Mütterlichkeit zeigt sich im Opfern."

Hier liegt, von uns aus gesehen, der größte Denk- und Konstruktionsfehler.

Hier liegt die Quelle veralteter, falscher Ideologie.

Denn hier zeigt sich ganz offenkundig, daß die Geschlechtsfunktion des Weibes für ihr ganzes Sein, für ihre Persönlichkeit als bestimmend gesetzt wird. Ja, von hier aus können wir behaupten: So lange die Gesellschaft Mütterlichkeit mit

Weiblichkeit verwechselt und in ihr eine dem Weibe eigentümliche Art sieht, solange will sie auch die Vorherrschaft des Mannes, solange sträubt sie sich gegen die volle Gleichberechtigung der Frau. Sie betont eine Wertung, um zu entwerten.

Zu diesem Gedanken findet sich in dem Buche „Lebensführung“ von F. W. Förster folgende Illustration: „Die einseitige Verherrlichung des Mutterberufes hat erklärlicherweise viele Frauen in eine ebenso kurzsichtige Überschätzung des männlichen Berufslebens getrieben. Jene Einseitigkeit wird übrigens nicht nur von Männern vertreten, sondern auch von vielen Frauen, welche die Mutterschaft in einer Weise verherrlichen, als wenn sie der einzige Weg sei, durch den die höchsten Eigenschaften des Weibes befreit würden. Es ist aber zweifellos etwas Unwürdiges, die höchste Vollendung der menschlichen Persönlichkeit in solchem Grade an die Erfüllung einer Naturbestimmung zu knüpfen und damit von äußeren Zufällen abhängig zu machen. Zweifellos darf man demgegenüber behaupten, daß die Frau, welche der Mutterschaft bedarf, um zu ihrer seelischen Vollendung zu kommen, auch als Mutter der inneren Freiheit entbehren und jene bloß naturhafte Mütterlichkeit entwickeln wird, die ganz und gar im Familienegoismus aufgeht und die den Charakter und die Liebefähigkeit sogar weit mehr verengt und hemmt als befördert und läutert. Es gibt auch außerhalb der Natur der Frau eine Reihe von Berufen, die erfahrungsgemäß die allerhöchste Blüte der weiblichen Persönlichkeit möglich machen und die vielleicht sogar eine noch tiefere Mütterlichkeit entwickeln, als es diejenige ist, die im natürlichen Mutterberuf geweckt wird, der es doch immer nur mit dem ‚eigenen Fleisch und Blut‘ zu tun hat.“

Die Individualpsychologie, welche den Menschen als Ganzes betrachtet und ihn zur harmonischen Gestaltung seines Seins führen möchte, lehnt die einseitige Überwertung der Sexualität ab, von der neben der krankhaften Ausbildung des Lebenswillens zum Machtprinzip die Menschheitsgedanken voll sind.

Wir sind das, wozu wir uns erziehen. Damit wir erziehen können, müssen wir wissen. Wissen aber heißt, von unserem Standpunkte aus eine andere Wertideologie an Stelle veralteter Scheinbegriffe setzen, die sich bildeten im Entwicklungsgang der Menschheit, und um das Herrschaftsprinzip des einen Teiles der Menschheit über den anderen nach Möglichkeit sicherzustellen. Und wir halten es nicht für berechtigt, wenn Frauen aussagen: „Die Mutterschaft ist so bestimmend im weiblichen Leben, daß sie irgendwie im Geistigen zum Ausdruck kommen muß. Es ist gänzlich ausgeschlossen, daß so durchgreifende Verschiedenheiten, wie wir sie im Körperbau von Mann und Weib haben, nicht auch im Seelischen ihren Ausdruck finden sollten.“ (M. Krische.) Diese Auffassung deckt sich mit den Auffassungen der heutigen Geschlechterpsychologie, welche zwar nicht mehr Mütterlichkeit sagt, aber in derselben Richtung denkt und das Fremdwort von der „größeren Emotionalität des Weibes“ geprägt hat. (Heymans, Müller-Freienfels, Fröbels). „Der eigentliche Grundstock der weiblichen Psyche scheint die größere Emotionalität zu sein.“ (Gemeint ist, daß das Gefühlsleben eine größere Rolle spiele.)

Auch die Ausführungen der Vaertings (Wahrheit und Irrtum in der Geschlechterpsychologie) leiden an dem Fehler, daß die „Sexualkomponente“ isoliert, für sich, in Einzelerscheinungen, nie aber im ganzen Komplex des Begriffes „Mensch“ betrachtet wird, so daß einem Einzeltriebe auch hier ein viel zu weites Feld eingeräumt ist.

„Die Einsicht, daß Mann und Weib unter wechselnden Bedingungen innerhalb weiter Grenzen unbestimmbar veränderungsfähig sind, erlaubt uns nicht, starre Dogmen über die besondere Sphäre des einen oder des anderen Geschlechtes aufzustellen.“ (Ellis.) Für uns ist die Tatsache der Mutterschaft nur eine von den vielerlei Funktionsmöglichkeiten, den Funktionsbereitschaften des weiblichen Seins, die man, von anderer Seite überwertet, zum Selbstzweck gemacht hat.

Die Mutterschaft ist im Leben jeder Frau nur in dem Umfange bestimmend, wie die Frau sie als bestimmend haben will. Sie kann im Grunde mit der Mutter-

schaft machen, was sie will. Sowohl eine Gemeinschaftsleistung wie eine Waffe. Und zwar eine Waffe gegen sich, gegen den Mann und gegen die Gesellschaft. Alles hängt von ihrem Finale ab. Die Verschiedenheit des Körperbaues von Mann und Frau aber hat mit diesem seelischen Finale an sich nichts zu tun. Es kommt nur darauf an, was man aus dieser Verschiedenheit m a c h t, nicht, daß sie da ist.

Wir sind bereit, mit den anderen zuzugeben, daß sich die Tatsache der Mutterschaft irgendwie im Psychischen widerspiegelt. Wir können nur nicht zugeben, daß sie sich e i n d e u t i g abspiegelt. Sicherlich stützt sie alle Frauen auf jenen schmerzensvollen, schmalen Streifen zwischen Tod und Leben, auf dem jedes Frauenleben, einsam und auf sich gestellt, balancieren muß. Aber nur bei einem Gemeinschaftsfinale bringt sie unvergeßliche Spuren aus der Tatsache der Mutterschaft mit.

So klären sich die Dinge bei individualpsychologischer Betrachtung.

Auch der Begriff Mensch geht anderen — bescheideneren — Inhaltsbestimmungen entgegen, die mehr als bisher an der Wirklichkeit orientiert sind. Diese neue Inhaltsbestimmung stellt eine Aufgabe dar, welche die Individualpsychologie mit zu lösen versucht.

Die Überbetonung der Geschlechtsfunktion, die dem Weibe einen beschränkten Wirkungskreis zuwies und unter dem I d e a l der Mütterlichkeit einherstolzierte, hat natürlich ihr Korrelat beim anderen Geschlecht. Hier führte die Überwertung der Sexualität zu der Auffassung von der „polygamen Anlage" des Mannes.

Die Frau, zu scheinbarer Passivität verurteilt, mußte leidend die ü b e r-wertete Sexualität, mit der man sie e n t wertete, umwandeln in einen Machtfaktor, der ihr gegenüber dem Manne in irgendeiner Form die nötigen Sicherungen verschaffte. Sie zog sich zurück auf ihre Naturhaftigkeit, als das Reinere, Höhere, und fand sie in der Mütterlichkeit, die ihren Triumph in der Madonna feierte.

Der Mann, die Aktivität sich scheinbar alleine sichernd, steigerte seinen sexualen Trieb zu einem ausschlaggebenden, angeborenen Betätigungsfaktor und schuf sich durch ihn seine Machtposition, um so, frei von Hemmung und Verbindlichkeit, durchs Leben zu stürmen. Die polygame Anlage feierte ihren Triumph im Don Juan. Mütterlichkeit und polygame Veranlagung liegen auf ein und derselben psychologischen Linie.

Die Frauen aber, die uns mütterlich erscheinen, ohne daß ihre Mütterlichkeit sich aufdrängt, sind die Frauen, welche zutiefst in der Güte ruhen. Nur werden sie Menschen und keine Madonnen sein. Der Mann, der in wirklicher Güte wurzelt, wird vorurteilslos wieder Mensch sein und niemals den Don Juan-Typ darstellen. Beide, der gütige Mann und die gütige Frau, aber erst werden fähig sein, die in ihnen beiden gleichmäßig liegende Anlage des Gemeinschaftsgefühles zu erkennen und sie in die Tat umzusetzen.

Dann wird auch die körperliche Behindertheit der Frau während der Schwangerschaft, vor allem beim Stillen des Kindes, nicht mehr zum Anlaß genommen werden, um ihre Minderwertigkeit darzutun. Sondern man wird ihre generative Leistung anerkennen als produktiven Dienst an der Gemeinschaft.

Und die Frauen, endlich auch in dieser Zeit ermutigt durch kameradschaftlichen Geist, werden ihren Zustand nicht ausnützen, um sich beim Manne auf diesem Wege Vorteile zu sichern, sondern werden Kräfte frei bekommen trotz ihrer körperlichen zeitweiligen Belastung.

Denn „Vaterschaft ist nichts minder Heiliges und Natürliches als Mutterschaft". (Franz Serveas.)

Beide aber haben ihre Wurzel im Gemeinschaftsgefühl.

Das proletarische Mädchen*)

Von Dr. OTTO RÜHLE (Dresden)

Als eine Organminderwertigkeit im übertragenen Sinne kann man beim proletarischen Mädchen seine Geschlechtszugehörigkeit ansprechen. Die maskulin gefärbte Auffassung aller menschlichen und kulturellen Beziehungen stempelt das Weibsein zu einem Makel, der oft fast so bewertet wird wie ein angeborener körperlicher oder seelischer Schaden. Die offen gezeigte Enttäuschung der Eltern, wenn das Neugeborene ein Mädchen ist, die takt- und herzlosen Hinweise von Eltern und Erziehern auf die als minderwertig beurteilte Geschlechtszugehörigkeit sind geeignet, sehr bald im kleinen Kinde die Vorstellung zu erzeugen, daß seine natürliche und unabänderliche Geschlechtsrolle ein Verhängnis sei. Das Mädchen fühlt sich von Natur benachteiligt, nur weil es Mädchen ist. Der Vergleich seiner Geschlechtsorgane mit denen der Brüder läßt in ihm die Vorstellung aufkommen, daß es um etwas verkürzt sei, daß man ihm etwas vorenthalten oder gar — wie es aus scherzhaften Anspiegelungen zu verstehen glaubt — „abgeschnitten" habe. Selbst wenn diese taktischen Fehler, die die eindrucksfähige Kinderseele so tief beeinflussen, von den Eltern und der nächsten Umgebung nicht begangen werden, selbst wenn — und wie selten ist dies der Fall — in der Erziehung und Behandlung das Mädchen dem Knaben gleichgestellt wird, auch dann sorgt der völlig männliche Aufbau aller sozialen und kulturellen Erscheinungen unvermeidlich dafür, das Mädchen in das Gefühl des Zurückgesetztseins, Geringerseins hineinzudrängen. Behaftet mit allen körperlichen Schwächen und allen Mängeln seines Klassenmilieus, gleich dem Knaben zu allen Minderwertigkeitsgefühlen prädisponiert, vertieft sich beim proletarischen Mädchen dieses Gefühl noch durch die Einflüsse eines allgemein männlichen Kulturmilieus, in dem auch der Aufgeklärte, sogar der revolutionäre Proletarier in der Familie Autorität ist, eine Autorität, die er einzig und allein seinem Mannsein verdankt.

Die Benachteiligung, die dem proletarischen Mädchen aus seiner Geschlechtszugehörigkeit erwächst, hat es zwar gemein mit seinen Geschlechtsgenossinnen aus bürgerlichen Kreisen. Aber wenn hier alle Vorteile der Gesundheitspflege, der Erziehung und sozialen Versorgheit imstande sind, jenen Nachteil zu vermindern, tritt er im proletarischen Milieu als erschwerendes Moment zu allen übrigen Nachteilen auf; er macht aus dem proletarischen Mädchen das hilfloseste und schwächlichste Geschöpf unter allen hilflosen und schwachen Geschöpfen.

*

Bei Mädchen äußert sich der männliche Protest erklärlicherweise besonders in Versuchen, die Rolle der Knaben und jungen Burschen zu spielen. In Ausgelassenheit und Wildheit wird das männliche Geschlecht zu übertreffen gesucht; die Bemerkung: „Du bist ja ein richtiger Junge!" wird mit Genugtuung als Anerkennung und Erhöhung gebucht; sogenannte männliche Freiheiten zu genießen, die unter das übliche „das schickt sich nicht" fallen, gilt als höchste Errungenschaft. Darum ist auch bei Mädchen das Zigarettenrauchen, der Bubikopf, der Männersport beliebt. Dies gilt allerdings mehr nur für Mädchen aus bürgerlichem Milieu. Das proletarische Mädchen, das in seiner psychischen Entwicklung im allgemeinen um so viel hinter dem bürgerlichen Mädchen zurücksteht, als der proletarische Knabe dem bürgerlichen Mädchen voraus ist, sucht sich das Übergewicht mehr dadurch zu verschaffen, daß es die Hausmutter spielt, mitverdient, kleine Geschwister betreut oder tyrannisiert. Überhaupt ist durch das enge Zusammenleben, Zusammenarbeiten, Zusammenschlafen in proletarischen Kreisen keine so scharfe Abgrenzung der Ge-

*) Aus dem ausgezeichneten Buche Otto Rühles: Die Seele des proletarischen Kindes, Verlag Am anderen Ufer, Dresden (Buchholz-Friedewald).

schlechtssphären und darum auch kein so dringender Anlaß zu einer spezifischen Frauenemanzipation gegeben. Die bürgerliche Frauenemanzipation ist, psychologisch gesehen, ein männlicher Protest großen Stils, durchgeführt mit den Mitteln der direkten Aggression, pädagogisch ausgedrückt, eine Trotzhandlung des weiblichen Geschlechtes gegen die maskuline Kultur, eine Auflehnung kulturell Benachteiligter, mit Minderwertigkeitsgefühlen Behafteter gegen das gesellschaftliche Übergewicht und Vorrecht der Männer. Die proletarische Frauenbewegung ist — solidarisch der Männerbewegung — gegen die Unterdrückung der Klasse gerichtet.

*

Die Verwahrlosung ist eine schicksalsläufige Erscheinung großer Schichten der proletarischen Jugend. Kein gelegentlicher Einzelfall, sondern ein soziales Phänomen von breiter Ausladung. Daher begegnet das proletarische Kind, erst abwegig geworden, auf Schritt und Tritt anderen, die dem gleichen Schicksal verfallen sind. Es hat Leidensbrüder und in ihnen bald Bundesgenossen, ist rasch Mitglied eines Konviviums, einer Bande. Die Bandenbildung ist in der Tat die nächste Etappe der Verwahrlosung, und als Glied der Bande, vielleicht sogar als ihr Anführer, findet das Kind seine neue Betätigung.

Wir sehen es in Trupps oder Rudeln in halbdunkeln Torfahrten, in der Nähe von Bahnhöfen, wo sich Gelegenheit zu zufälligem Verdienst, kleinen Diebereien und interessanten Erlebnissen bietet, vor Kinos, die eine wahre Hochschule der List, Geschicklichkeit, Tollkühnheit, Verwegenheit bilden, auf Rummelplätzen, in üblen Großstadtwinkeln. „Es findet sich immer der eine oder andere, der sich am besten zum Anführer eignet, und die Konkurrenz der Ehrgeizigen stellt sich ein. Jeder hat einen Einfall, was man machen könnte. Entsprechend den Formen der Großen, haben sie eine Berufsehre der Verwahrlosten. Sie strengen sich an, Taten zu ersinnen und mit Meisterschaft und zum Ruhme vor ihren verwahrlosten Kameraden aufzuführen, immer jedoch mit List und Hinterlist, da sie sich — eine Folge ihrer Feigheit — offenes Vorgehen nicht zutrauen. Kommt einmal einer auf diese Bahn, dann geht es weiter und weiter. Zuweilen geraten geistig Minderwertige in die Bande. Die werden verspottet und gehänselt, ihr Stolz wird dadurch erst recht angeeifert und sie entschließen sich zu besonderen Taten. Oder sie sind von Haus aus an eine besondere Dressur gewöhnt, sie sind auf Folgsamkeit dressiert. Ihnen wird diktiert, sie führen es aus. Es kommt oft vor, daß der eine die Untat ersinnt, der Jüngere, Unerfahrene, Minderwertige sie unternimmt.“ (Adler.) Ihrer seelischen Struktur nach sind die Verwahrlosten gekennzeichnet durch einen charakteristischen Zug, der bei ihnen stärker hervortritt, als dies bei Menschen sonst der Fall zu sein pflegt: ihr Machtstreben ist infolge einer erlittenen Herabsetzung oder Enttäuschung, die ein starkes Minderwertigkeitsgefühl auslöste, ungewöhnlich übersteigert; darunter hat ihr Zusammengehörigkeitsgefühl so sehr gelitten, daß sie den Kontakt mit der Mitwelt verloren haben. Gewiß machen sie wieder Versuche zu einer Gemeinschaftsbildung, aber ihre Banden sind doch nur ein armseliger und ganz unproduktiver Ersatz. So geraten sie immer mehr in die Isolierung, sehen sich immer mehr außerhalb der Gemeinschaft gestellt; und je mehr sie durch Krampfakte, Bravourstücke usw. ihre Geltung zu forcieren suchen, desto tiefer wird die Kluft zwischen ihnen und der Gesellschaft. Die Verzweiflung des Ausgeschlossenseins, der Vereinsamung, macht sie schließlich zu Verbrechern.

Bei Mädchen hat die Verwahrlosung einen ähnlichen Anfang. Das Scheitern an irgendeinem Punkte des Schulunterrichtes hat unregelmäßigen Schulbesuch, Auskneifen vor Aufgaben, Herumtreiben, liederlichen Lebenswandel zur Folge. Verführung und Diebstähle folgen; das Ende ist die Prostitution.

In der gegenwärtigen Gesellschaft ist die einzige moralische Legitimation der Sexualität gegeben in der monogamischen Ehe, d. h. in „dem Besitz eines menschlichen Wesens für lebenslängliche, ausschließlich geschlechtliche Dienstbarkeit zur

Erzeugung erbberechtigter Nachkommenschaft". Diese Ehe ist als soziale Institution gesichert durch materielle, rechtliche und moralische Verantwortlichkeiten, die dem generativen, sozialökonomischen und ideologischen Interesse der Gesellschaft jeweilig entsprechen und damit ihren Bestand sichern helfen.

Sexualität außerhalb der Ehe ist verpönt, besonders für die Frau, weil hier die Gefahr generativer Fehlleistung infolge ungenügender materieller Versorgung von Mutter und Kind durch den zu nichts verpflichteten Vater praktisch realisiert wird. Erfolgt die Übertretung der gesellschaftlichen Sexualmoral weiblicherseits aus Fahrlässigkeit, Leichtsinn, mangelndem Verantwortungsgefühl, so straft die Gesellschaft die uneheliche Mutter — wie wir schon gesehen haben — durch Achtung und Verruf. Erfolgt sie als notgedrungener Ausweg angesichts der Unstimmigkeiten, die sich aus den Funktionen der sexual-ethischen Zwangsmechanismen ergeben, und wird sie zu einer Sache des Erwerbes, so entsteht die Prostitution. Ihr gegenüber nimmt die Gesellschaft eine Doppelhaltung ein. Sie muß die Prostitution ächten, weil diese die offizielle Sexualmoral verletzt; sie muß sie aber auch tolerieren, weil sie ein unvermeidliches Abzugsventil ist für Spannungen, denen die Form der Ehe keine Auslösung verschafft. Im Grunde ist zwischen bürgerlicher Ehe und Prostitution kein eigentlicher Unterschied. Ist die Ehe die Überlassung des Frauenleibes an einem Mann für lebenslängliche Benutzung gegen einmalige Pauschalbürgschaftsleistung, so ist die Prostitution die Überlassung des Frauenleibes an den jeweiligen Mann gegen Bezahlung für jede Einzelbenützung. Im Grunde beidemal dasselbe, nur mit dem Unterschied, daß bei der Ehe die Haftbarkeit des Mannes sich über den Sexualakt hinaus erstreckt, bei der Prostitution nicht. Das ist der springende Punkt. Denn nicht die Vergütung des Sexualaktes, sondern die Haftbarkeit für die Sexualaktsfolgen stehen im gesellschaftlich-generativen Interesse obenan. So ist die Prostitution zwar ein Übel, aber ein notwendiges Übel, ein Laster zwar, jedoch ein gesellschaftlich geduldetes, behördlich geordnetes, bei Männern beliebtes Laster — eine süße Sünde.

Wir haben hier nur Weiberprostitution im Auge. Ganz abgesehen von physiologischen Erwägungen, wird es in einer Gesellschaft mit maskuliner Kultur immer nur Weiber-, nie Männerprostitution geben, weil die Ehre des herrschenden Geschlechtes der Männer eine solche Entwürdigung und Erniedrigung — und so wird die Prostitution heute ja auch vom weiblichen Geschlecht empfunden — nie zulassen würde. Der Mann ist nur Nutznießer der Prostitution, das Weib dagegen Repräsentantin und Opfer. In ihren Tiefen, ganz „unten", landet schließlich das der Verwahrlosung verfallene Mädchen.

Daß schulpflichtige Mädchen, Kinder also, Erwerbsunzucht treiben, wie es in der Sprache des Gesetzgebers heißt, ist heute keine Seltenheit mehr. In allen Statistiken, Fürsorgeanstalten, Kliniken treffen wir solche Fälle an. Und ungleich größer ist sicher die Zahl der Fälle, die nie ans Tageslicht kommen und von keiner Statistik erfaßt werden.

Die soziologische Betrachtung des Problems der Prostitution hat uns gelehrt, daß die Prostitution eine Klassenerscheinung ist, deren historische Silhouette sich immer abhebt von dem Hintergrunde einer Welt des Besitzes und der Besitzlosigkeit, daß ihr Aufschwung zusammenfällt mit der Geldwirtschaft, die nachgerade alles in Ware verwandelt hat, und daß Armut, Hunger, soziales Elend, Arbeitslosigkeit, Alkoholismus den Nährboden bilden, auf dem die Prostitution neben anderen sozialen Übeln am üppigsten gedeiht. Insofern ist das proletarische Mädchen relativ stark gefährdet, und die Tatsachen beweisen ja zur Genüge, daß das Heer der Prostituierten sich vorwiegend aus den sozial am ungenügendsten gesicherten Schichten — in erster Reihe Dienstmädchen — rekrutiert. Über die seelischen Vorgänge aber, die sich im Mädchen abspielen, wenn es sich der Prostitution zuwendet, und über die Frage, warum in gewissen Fällen die seelischen Prozesse zu diesem

Entschlusse führen, in anderen nicht, kann nur psychologische Betrachtung Aufschluß geben.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß das proletarische Mädchen im Rahmen der heutigen Kultur dreifach benachteiligt ist: als Proletarierin der Bourgeoisie gegenüber, als Kind den Erwachsenen gegenüber und als Mädchen dem männlichen Geschlecht gegenüber. Es leidet unter dem stärksten Grade sozialer Benachteiligung, den es heute überhaupt gibt. Was Wunder, daß Minderwertigkeitsgefühle bei ihm in besonderem Umfange und Ausmaße Platz greifen, sein seelisches Leben beeinflussen und sein Handeln bestimmen. Das Machtstreben wird aufs heftigste angestachelt. Der Wunsch, selbständig, frei, vollwertig wie ein Mann zu sein, gibt der Leitlinie des Lebensplanes die alles beherrschende Note.

Nun ist die Frau im Bereiche unserer maskulinen Kultur von den allermeisten Betätigungsmöglichkeiten abgedrängt und ausgeschlossen. Nur selten und in bescheidenem Maße kann sie unter besonders günstigen Umständen, meist erst nach langem, zähem Kampfe, auf wirtschaftlichem, politischem, wissenschaftlichem, künstlerischem Gebiete zur Geltung kommen. Sie sieht sich auf ihre Rolle als Geschlechtswesen, auf die unveräußerliche Funktion des Weibes beschränkt. Obwohl sie daran schwer trägt, weil sie alle Konsequenzen der Sexualität auf sich zu nehmen hat, macht sie doch aus der Not eine Tugend: in dem Umstande, daß die Frau jederzeit zum Geschlechtsumgange fähig ist, jederzeitig Genuß spenden kann, unbeschadet ihres eigenen Genusses, entdeckt sie ein Machtmittel, eine Überlegenheit, deren sie sich im Geltungskampfe gegenüber dem Manne bedient. Sie wird ausgesprochenes Geschlechtswesen, erhebt ihre natürliche Beschaffenheit zu einem Vorzuge, setzt an dem Punkte an, wo sie dem Manne überlegen ist und entfaltet dort alle jene verdrängten Freiheits- und Herrschaftstriebe, für die sie einen Schauplatz nicht zugebilligt bekommen hat. Die Vagina wird ihre Waffe zur Behauptung im Kampfe um die Macht.

Passiert es nun dem Mädchen, daß es sich in früher Jugend schon vielleicht in einer verderbten und verseuchten Atmosphäre, irgendwann und irgendwie besonders stark als Opfer männlicher Überlegenheit zu fühlen hatte — dies kann bei einer Verführung, Sexualattacke, Vergewaltigung, aber auch schon bei kindlichen Späßen und Spielen im Umgange mit Brüdern und Kameraden usw. der Fall sein — so fängt es an, gegen seine weibliche Rolle zu revoltieren. Es empfindet seine Weiblichkeit als Zurücksetzung, Benachteiligung, nährt immer stärker die Begierde, sich wie ein Knabe benehmen zu dürfen, es dem Manne gleichtun zu können, mißachtet immer ostentativer die weibliche Haltung, Sittsamkeit, Schicklichkeit, wird durch Konflikte, in die es dabei mit verständnislosen Eltern und Erziehern gerät und bei denen es schlecht abschneidet, zu weiterer Forcierung seines Widerstandes gereizt. Das Warten auf den Mann, das Sichwerbenlassen, die Heirat, die Mutterschaft, das ganze Los der Hausfrau — alles erscheint ihm als Schwäche, Unwürdigkeit, Unterwerfung, Gefangenschaft, Schmach. Dagegen ist ihm begehrenswert, selbst als Werber aufzutreten, sich nach Gutdünken den Mann auszusuchen, um ihn wegzuschicken, wenn man seiner überdrüssig ist, den Mann zu entwerten, auszunutzen, zu verachten, an ihm alle Erniedrigung zu rächen, die man von ihm und seinem Geschlecht ertragen mußte. Das einzige Mittel, den Mann unterzukriegen und über ihn zu triumphieren, ist ihm die Sexualität. Also macht das Mädchen seine Sexualität zur Kampfwelle, zum Lebenszweck, zum Erwerb, zum Organ seines täglichen Triumphes. Die Prostituierte benimmt sich wie ein aktiver Mann. Sie wirbt, nützt den Besucher materiell aus, entwertet sein Lusterlebnis durch Frigidität, ist Verdienerin für den Zuhälter, dessen sie sich nach Belieben für ihre Sexualbedürfnisse bedient, hat ein Verhältnis mit Mädchen, fühlt sich erhaben über die Moralgebote der Gesellschaft und blickt mit Verachtung und Feindschaft auf die bürgerliche Frau herab, die in ihren Augen das Urbild schmachvollster weiblicher Schwäche darstellt.

Die Prostituierte hat eine männliche Freiheit gewonnen, aber ohne den sozialen Schutz und die Rechte der Männlichkeit. Sie hat ihre Freiheit erkaufen müssen mit der Ausstoßung aus der Gemeinschaft. Sie ist gesellschaftlich isoliert, abseits gestellt, erledigt. Die drei Töchter einer armen Frau, von denen eine ins Kloster ging, die andere sich der Prostitution zuwandte, die dritte Selbstmord verübte, hatten im Grunde ein und dasselbe Schicksal: unter dem Drucke schlimmer Familienszenen, bei denen die Mutter dem brutalen Vater unterlag, flüchteten alle drei vor der weiblichen Rolle aus der Welt; und alle drei waren damit für die Gesellschaft erledigt.

Im Zusammenhange mit der Prostitution muß der Zuhälter genannt werden, der sich aus den Kreisen der Verwahrlosten rekrutiert. Von der Gemeinschaft abgelöst, auf der Suche nach neuer Geltungsmöglichkeit, nach billigen Erfolgen, nach müheloser Befriedigung von Herrschaftsgelüsten ist er an die Dirne geraten, die ihm entgegenkam, weil sie ihn sexuell ebenso brauchte wie er sie materiell. Sie ist sein Ernährer, er ihr Beschützer. Sie ist die sozial Überlegene und gestattet ihm die Rolle des Kavaliers; er beweist ihr seine Männlichkeit in Sexualakten und erspart ihr die Rolle der abhängigen Bürgersfrau. So kompensieren sich beide durch die Umkehrung des bürgerlichen Eheverhältnisses wechselseitig, verbunden durch das gleiche Milieu, die gleiche Feindschaft gegen die Sozialordnung, die gleiche Distanz gegenüber der Gesellschaft. Für den Halbstarken, der in die Verwahrlosung gerät, ist das Zuhältertum eine scheinbare Hebung des Persönlichkeitsgefühls, scheinbar deshalb, weil sie ohne die Resonanz der Gesellschaft erfolgt, ja immer mehr von den gesellschaftlichen Zusammenhängen wegführt und ganz in der Tiefe enden läßt. Aber doch zunächst eine Hebung, und das genügt ihm.

Salvaging Mankind by Psychology *)

By Dr. ALFRED ADLER (Wien)

What can individual psychology do to prevent that debacle of our civilization which, in the belief of some of the most important thinkers of the day, threatens as a consequence of the over-development of scientific technique at the expense of morality?

It is generally agreed that man's control over the forces of nature has increased far beyond his moral fitness to exercise it; and it is also agreed that herein lies at the greatest menace to our civilization. The late war has presented us with a prospectus of the possibilities of scientific extermination. If the world — our world — is to be saved obviously the one thing needful is to raise man to a level where he shall not, like a child playing with a loaded pistol, constantly risk destroying himself by misuse of his own power. It is difficult to see where this education is to come from is not from the new psychology which claims to bring order into the chaos of blindly struggling forces in man's subconscious mind.

Individual psychology holds that the most important key to the understanding of both personal and mass problems is the so-called sense of inferiority, or inferiority complex, and its consequences. The truth of this today is recognized by all tendencies of psychology and psychiatry. From our point of view each fact of history, each phase of the evolution of culture, represents an attempt, sometimes successful, at other times futile, at erasing this sense of inferiority of a person or a group. Often the attempts of persons and groups run together in this direction.

*) From an interview in "The New York Times" by Eugene Bagger

According to individual psychology the second basic principle permeating all historic evolution is the sense of solidarity innate in every human society. The degree to which this sense of solidarity is developed in a person gives the measure, not only of his desires, but even more of his actions. The same holds good of groups.

History judges human actions according to the degree of human solidarity which is expressed in them. Without exception those deeds and events are regarded as great and valuable which are saturated with the sense of human solidarity, which promote the welfare of the whole. Lack of this sense of solidarity, always due to an increased sense of inferiority, drives the individual into neurosis or crime and groups and nations toward the abyss of self-extermination.

The motives which actuate a crowd are always veiled in darkness and are always perceived and interpreted by the persons who are in the grip of the mass current as solutions of their individual needs and weaknesses. Of course this process is aided by the circumstance that the relation of large groups to life is uniform, and that the pressure of a group's inferiority complex somehow makes itself felt in each individual, be it in different ways and in reference to different personal problems. In a little essay entitled "The Other Side — The People's Guilt in the World War" I have shown how the imperialistic tendencies of the great financial powers pressed on the peoples of other countries. This pressure manifested itself in the lives of individuals in difficulties of earning a livelihood, in bad wages conditions, if inadequate educational and cultural facilities, in the reluctance of young people to get married, in the reluctance of married people to have children, in a joyless existence, in continuous irritation and nervousness, etc.

All these factors increase the sense of inferiority, produce an exaggerated sensitiveness, and drive the individual to seek "solutions". Any outside interference appears to an individual in this state of mind a threat to his security and rouses him to active or passive self defence. The young men who murdered the Austrian heir to the throne were individuals at odds with themselves. The crowds which subsequently clamored for war as a solution, and the still larger crowds which accepted war as a solution, consisted similarly of individuals at odds with themselves.

Motives of hatred appear most clearly in the economic disturbances of our time. The class struggle is carried on by crowds made up of individuals whose quest for an inwardly and outwardly balanced mode of life is thwarted. On the other hand, these mass movements produce further disturbing motives in the individuals.

Mass movements always proceed with a firm and resolute step toward their destructive aims, for destruction means to the masses a release from situations felt intolerable and thus appears as a preliminary condition of improvement.

The craving for power is in the masses, as in is in individuals, the expression of the sense of inferiority, of inadequacy. Therefore mass movements can be properly understood only from the perspective of individual psychology which shows how this striving upwards, which permeates all humanity, originates in the individual. In his struggle for greater security man is always somehow right, even though his methods are inadequate.

Thus the fashion of bobbed hair, expressing woman's desire to eliminate an external difference between herself and man, originates in the so-called "masculine protest" of women, in women's tendency to be, and feel themselves as being, of equal rank with men. The individual woman may find personal reasons for having her hair cut; she may tell herself that bobbed hair saves her effort, or makes her look prettier, that "everybody is doing it", or she may simply want to tease her husband; subconsciously she follows the line of masculine protest, just the same.

If the life tendencies of an individual coincide completely or almost completely with the direction of a mass movement, if the yearning of the masses is incarnated in him, if he can lend his voice and his arm to the dumb and obscure striving

of his people or his group, he is a chosen leader of men. All great achievements of humanity originate in the social genius of individuals. The questions of an age reach out for an answer, and find it in a man. In him mankind's struggle for salvation is re-enacted, only with a greater clarity and intensity than in other men. The very essence of his being is this struggle, and therefore he cannot fit himself into the inherited forms of life. They cramp him, and he tries to burst them. In order to adjust himself to existence he has to reorganize it. But he can succeed only if his endeavor coincides with a mass current and serves to promote and elevate the group. The power of the individual leader, of the "great man" is limited by the preparation of the masses, by their capacity to fall in line with him.

What are the personal requirements of such leadership? A strongly developed sense of solidarity is the first of all. An optimistic outlook and sufficient self-confidence are just as necessary. The leader must be endowed with capicity for quick action — he must not belong to the type of the dreamer or onlooker. He must have ease in his contact with people, and must possess tact so as not to frustrate the assent of others. His preparation, his training must be abovs the average. He must, in a word, be a real human being who possesses courage and equipment. In him lives what other men dream about.

All these required features are the products of upbringing in the home, at school, and in life. Today the education of children is burdened by many errors. Individual psychology points out the weaknesses of presentday education and devises a better preparation for the battle of life. For the upbringing of both normal and neglected or nervous children it prescribes measures reinforcing the sense of solidarity, counteracting the sense of inferiority and converting it into a source of industry and effort, stimulating courage and improving the all-around equipment of both mind and body.

Can individual psychology turn every child into a leader? Of course not. Apart from any other consideration, we do not claim to possess an infallible technique of training. But we do claim that we are able to increase the number of those fitted for leadership, to insure a better start for all in the contest of life, to prevent that deterioration of human material which would inevitably reduce the level of all achievement.

Individual psychology claims to increase the standards of individual efficiency and achievement, and thus also that those of groups. We can already point to our long series of successes in salvaging neglected, nervous or underdeveloped children at school, and in restoring a large number of neurotics to a normal routine and enjoyment of life. The application of our educational principles on a large scale would produce results that would make a very perceptible difference within a few years.

Most of the methods employed today to solve pressing problems in the lives of peoples or groups are obsolete and inadequate. They are mostly based on stimulating nationalistic and religious passions and lead to oppression, persecution, and war. An education based on the principles of individual psychology would eliminate these delusions of egotism and folly and would substitute a general zeal for common welfare. Individual psychology could rally all the latent forces for good which are inherent in groups just as it is already rallying such latent forces in individuals. War, national hatreds and class struggle, these greatest enemies of humankind, root in the desire groups to escape or compensate for the crushing sense of their inferiority. Individual psychology, which can cure individuals from the evil effects of this sense of inferiority, might be developed into a most powerful instrument of ridding nations and groups of the menace of their collective inferiority complexes.

What I said concerning the hatreds and jealousies that urge nations and groups against one another holds also good of the bitter struggle of the sexes,

a struggle that is poisoning love and marriage and is ever born anew out of the inferior valuation of woman. The idealized picture of overestimated masculinity imposes both on the boy and the grown-up man the obligation of appearing, if not being, superior to woman, and this causes him to distrust himself, to exaggerate his demands on and expectations from life, and increases his sense of insecurity. On the other hand, the little girl feels that she is valued less than a boy, and this stimulates her to exaggerated efforts to make up for her inadequacy, to fight on all sides real or apparent underestimation, or else it will cause her to resign herself to her supposed inferiority.

In this mental atmosphere it is impossible to find satisfactory solutions for the problems of love and marriage. Moreover, the achievements of women often fall short of the standard of their own possibilities, because women are apt to underestimate themselves under the pressure of tradition and prejudice.

Unfortunately this tradition and this prejudice root so deeply in both sexes that it will take at least two generations until they are ultimately and definitely dispersed. In this field, too, individual psychology is most effective in bringing about betterment.

Die Frau in der jüdischen Religion

Zwei Briefe

I.

Oktober 1925.

Herrn Dr. ALFRED ADLER

Wien.

Im VIII. Kapitel Ihres Werkes über den nervösen Charakter schreiben Sie unter anderem von gehässigen wie auch liebenswürdigeren Entwertungen der Frau, die sich in jüdischen Religionsgebräuchen und Formeln wiederfinden.

Diese Ihre Auffassung ist subjektiv und irreführend, insbesondere für den nichtjüdischen Forscher.

In der Tat findet sich im jüdischen Gesetze keine Spur solcher Entwertungen. Im Gegenteil — und das dürfte Ihnen auch nicht unbekannt sein — wird die Frau nach jüdischer Auffassung sehr hoch eingeschätzt, alle religionsgesetzlichen Vorschriften zielen nur darauf hinaus, den Adel, die Würde der Frau zu erhöhen.

Ich empfehle Ihnen, in dem Werke der nichtjüdischen Schriftstellerin Gina Lombroso „Über die Seele des Weibes" die entsprechenden Stellen nachzulesen und in der nächsten Auflage Ihre Auffassung entsprechend zu berichtigen. Dies dürfte sowohl im Interesse der Wahrheit wissenschaftlicher Forschung wie auch der gerechten Beurteilung jüdischer Religion liegen.

Ihre geschätzte Rückäußerung mit Interesse erwartend, bleibe ich

hochachtend

N. N.

II.

Wien, 15. Oktober 1925.

An Herrn

N. N.

Als Schüler und Freund Dr. Adlers habe ich es übernommen, den Brief, den Sie an ihn richteten, in seinem Namen zu beantworten. Denn er selbst ist zu überbürdet, um brieflich längere Erörterungen zu pflegen.

Ich beginne mit der Versicherung, daß die Individualpsychologie, die den Menschen zur Gemeinschaft zu führen als ihre eigenste Aufgabe betrachtet, natürlich weit entfernt ist, konfessionelle Empfindlichkeiten geflissentlich zu reizen. Aber ebensowenig darf sie sich gestatten, wo sie auf dem Wege zur Gemeinschaft Hindernisse beobachtet, mit einem sachlichen Urteil zurückzuhalten.

Was nun das Verhältnis der Geschlechter betrifft, verlangt sie unbeirrbar die restlose Beseitigung jener Vorherrschaft des Mannes, die in den Grundlagen unserer Kultur verankert ist. Als Grundlagen dienen ihr aber einerseits das griechisch-römische Altertum, anderseits die jüdisch-christliche Religion. Diese Mächte stehen wohl untereinander vielfach im schärfsten Gegensatze, aber den Mann zum Träger der Kultur zu machen und die Frau ihm unterzuordnen, in dem Punkt sind sie völlig einig. Soviel über den leitenden Gedanken, dem sich jene Bemerkung über das Judentum als dienendes Glied einfügt. Um aber zu zeigen, daß sie auch, für sich betrachtet, wohl berechtigt ist, lasse ich noch ein paar Hinweise folgen:

1. Jahve, der Gott Israels, ist ein Mann im eigentlichen Sinne des Wortes, ein Krieger, Vater und Gatte, dem Israel als Schützling, Kind und Gattin gegenübersteht.

2. Den ersten Menschen hat Jahve in seinem Ebenbild und darum als Mann geschaffen. Die Existenz des Weibes wird nach ihrem Woher und Wohin von der des Mannes abgeleitet. Um ihm die ersehnte Gesellschaft zu bieten, bildete Gott aus seinem Fleisch und Bein die „M ä n n i n".

Daß die fleischliche Vereinigung der Geschlechter eine vorübergehende Rückkehr zu einem ursprünglichen Dauerzustand sei, behauptet auch ein griechischer Mythus, den im platonischen Gastmahl der Dichter Aristophanes erzählt (§ 189 E. ff.). Aber hier ist das Wesen, das der Schöpfergott durch einen Trennungsschnitt verdoppelt, nicht männlich, sondern zwitterhaft. Eine Handhabe zur Rechtfertigung der Vorherrschaft des Mannes ist demnach in dieser Schöpfungsgeschichte nicht zu finden, wohl aber in der biblischen. Tatsächlich bedient sich ihrer in dem Sinne der Apostel Paulus, Kor. I c. 11 v. 7 ff., der nicht bloß mit dem Schriftwort, sondern auch mit den Überlieferungen der jüdischen Schriftgelehrten wohl vertraut ist.

Und doch soll es ein Mißverständnis sein, wenn er und viele nach ihm aus Genesis II 18 ff. die Inferiorität des Weibes herauslasen. So sagt Konrad Ziegler (Neues Jahrbuch f. d. klassische Altertum XXXI, S. 559) in seiner Studie „Menschen und Weltenwerden" und versucht seinerseits im Anschluß an Fr. Schwally (Archiv f. Religionswissensch., IX., 175) zu zeigen, auch Adom sei ein zerstückter Androgyn. Den Wert seiner Belege zu prüfen, haben sie keinen Anlaß. Denn sie beweisen bestenfalls, daß eine dem platonischen Mythus verwandte Sage im alten Israel bekannt war. Das ändert aber gar nichts an der unverkennbar männlichen Orientierung des biblischen Berichts, „Der Mann ist der Mensch", und das Weib ist seine Gehilfin, um seinetwillen da (Gunkel: Die Schriften des Alten Testaments I, 1. 9. 57).

3. Ihr fehlt aber nicht bloß die souveräne Würde des Mannes, der zur Beherrschung aller anderen Geschöpfe geschaffen wurde. Sie hat auch seine Würde und sein Glück unheilbar geschädigt, indem sie ihn zur Sünde lockte und damit aus der Wonne des Gottesgartens in die Mühsal des Erdenlebens riß.

4. Zur Strafe wird ihr auferlegt, fortan vom Manne beherrscht zu werden. Dieses „Gotteswort" gilt noch heute so unangefochten, daß sich das jüdische Weib der Herrschaft ihres Gemahls nicht einmal durch Scheidung entziehen kann. Denn die zu beschließen, ist sein Privileg. Ursprünglich war sogar bloß sie zur Treue verpflichtet, er durfte auch mit Dirnen verkehren (Gen. c. 38), und gelobte er, sich mit der Gattin zu begnügen, war es ein besonderes Entgegenkommen und keine Pflicht (Hosea, c. 3, v. 3).

5. Von der Polygamie, die im alten Israel so gut wie im übrigen Orient erlaubt war, hat sich bis auf unsere Zeiten ein merkwürdiger Rest erhalten. Auch ein

verheirateter Mann hat auf die Hand der Witwe seines Bruders in dem Sinne Anspruch, daß sie von ihm durch die sogenannte Chaliza Dispens erlangen muß, bevor ihr eine Wiederverheiratung erlaubt ist.

6. Damit steht es nur scheinbar in Widerspruch, daß nach Judith c. 8, v. 1 und 4, c. 16, v. 22, eine Witwe keine zweite Ehe eingehen soll. Hier wie dort entscheidet doch nur das Interesse des verstorbenen Mannes.

7. Bei aller Schätzung der Fruchtbarkeit wird zwischen männlicher und weiblicher Nachkommenschaft scharf unterschieden. Der eigentliche Gottessegen sind die zur Verteidigung ihres Vaters befähigten Söhne (Ps. 127, 3 ff, vgl. 128, 3), und darum wird ihre Geburt mit besonderer Freude begrüßt. (Hiob c. 3, v. 3, Genesis c. 4, v. 3, 1.)

Mädchen, die allenthalben unter den Völkern des Altertums ausgesetzt werden durften, waren vielleicht auch im alten Israel von diesem Schicksal bedroht. (Ezech, c. 16, v. 4 ff.) Alle diese Zeugnisse für die Bevorzugung des Mannes stammen aus biblischer Zeit und gelten für das spätere Judentum nur so weit, als es die alten Anschauungen und Gebote unverändert beibehält, und daher gebe ich auch ein paar Andeutungen aus spezifisch jüdischer Überlieferung:

1. Die jüdische Kultur ist ganz Religion. Und auf diesem alles umfassenden Lebensgebiet gilt so gut wie ausschließlich der Mann. Nur der Knabe wird durch die Beschneidung in den Bund Abrahams aufgenommen. Nur er bekommt Unterweisung in der Thora, daher obliegt es auch nur ihm, sich in der Reifezeit vor versammelter Gemeinde als Sohn des Gesetzes zu bekennen und ergeht nur an ihn der Ruf, einer jener 10 zu sein, die nötig sind, um einen Gemeindegottesdienst abzuhalten. Frauen zählen da so wenig mit wie unmündige Kinder.

2. Das ganze Verdienst des Lebens nach dem Gesetze fällt dem Manne zu. Die Frau hat ihre Pflicht erfüllt, wenn sie bei der Bereitung des Sabbatbrotes das Speiseopfer darbingt, die Sabbatlichter anzündet und ihren Gatten vor der Befleckung durch ihre „Regel" bewahrt.

3. Die Angst vor der verführerischen Kraft des Weibes ist so groß, daß sie sich beim Eintritt in die Ehe die Haare abschneiden muß. Besonders fromme Männer hüten sich sogar, einer Frau, die nicht die ihre ist, die Hand zu reichen oder zwischen zwei Frauen durchzugehen.

4. Jeder Jude ist verpflichtet, am Beginn des Morgengebetes seinem Schöpfer einen dreifachen Dank abzustatten. Er dankt ihm, daß er ihn nicht zum Heiden, nicht zum Knechte und nicht zum Weibe geschaffen hat.

Das Weib soll an der Stelle ihrer Fügsamkeit bewähren, indem sie Gott preist, weil er sie nach seinem Gefallen schuf. Einmal soll es aber eine Frau gegeben haben, die vorzog, ihm zu danken, daß er sie nicht als „Vieh" geschaffen habe. (Mitteilung eines Kenners jüdischer Traditionen.) Dieses Übermaß weiblicher Bescheidenheit ist natürlich eine ironische Verbeugung vor der Überheblichkeit des Mannes.

Wollen Sie die Wucht dieser Tatsachen, von denen die letzte wohl die wuchtigste ist, mit dem Hinweis auf schöne Frauenbilder, die uns die Bibel zeichnet, und auf goldene Worte, die biblisches und nachbiblisches Schrifttum über Weib und Ehe enthalten, zu entkräften suchen, so erwidere ich Ihnen und hier aus größerer Sachkenntnis, als sie mir auf dem religiösen Gebiete zu Gebote steht:

Dergleichen finden Sie auch im antiken heidnischen Schrifttum in reichster Fülle, und trotzdem ist das Altertum weltenweit davon entfernt, der Frau ihr Recht zu geben. Auch unsere Zeit ist noch sehr weit von diesem Ziel und wird es wohl lange bleiben, wenn wir nicht alle, statt um unsere größere oder geringere Schuld zu streiten, jeder für sich rufen: „Ich habe gesündigt" und alles tun, um uns und andere zu bessern.

Hochachtungsvoll

Dr. D. E. Oppenheim.

Erörterungen zum Paragraph 144

Von Dr. ALFRED ADLER (Wien)*)

Wie in den meisten Fragen, zeigt es sich auch bei Überprüfung des Mutterschaftszwanges, daß erst bei individualpsychologischer Betrachtung alle Seiten des Problems in richtiger Beleuchtung gesehen und in ihrer wahren Bedeutung erkannt werden können.

Jene Einwände, die im allgemeinen von den Bekämpfern des § 144 gemacht werden, erscheinen dem Psychologen nicht immer als die stichhältigsten. Von der medizinischen Notwendigkeit, die sich öfters ergibt, die Schwangerschaft zu unterbrechen, will ich hier nicht sprechen. Man darf wohl annehmen, daß jeder Arzt, der nicht durch eine prinzipielle Voreingenommenheit gebunden ist, in Fällen, wo das Leben der Mutter bedroht ist, den Standpunkt einnehmen wird, daß der rettende Eingriff unbedingt durchzuführen ist. Die Grenze der Gefahr richtig einzuschätzen, ist dann nur mehr Sache seiner diagnostischen Sicherheit.

Andere Einwände, die gegen die Austragung einer Schwangerschaft sprechen, sind oft solche, die erst durch die pessimistische Auffassung der in Frage stehenden Personen ihren anscheinend zwingenden Charakter bekommen. In den meisten einzelnen Fällen, die wir objektiv überprüfen, werden wir finden, daß die Situation sich auch anders, mutiger, ansehen ließe und daß dann die zwingenden Gründe für eine Abtreibung wegfallen.

Es wird uns oft gesagt, daß eine Familie mit zwei Kindern ganz gut mit ihren Einkünften leben könne, beim dritten oder vierten aber von einer bedenklichen Einbuße der Lebensführung aller bedroht werde. Nun sehen wir anderseits aber oft genug, daß gerade die Ankunft neuer Kinder den Eltern frische Impulse zu verstärkter Tätigkeit, neue Ideen für Einnahmsquellen eingaben, und daß an Stelle der gefürchteten Verarmung im Gegenteil ein Aufschwung der ganzen Familie erfolgte. Selbstredend können die besonderen Arbeitsschwierigkeiten und Wohnungsnöte unserer Zeit in einzelnen Fällen diese Sachlage erschweren.

In anderen Fällen, wo etwa ein junges Mädchen durch eine uneheliche Mutterschaft in Gefahr gerät, ihre soziale Stellung zu verlieren, in unlösbaren Gegensatz zu ihren Eltern zu treten, wird man häufig zu einer anderen Lösung als der Schwangerschaftsunterbrechung kommen können. Wir haben schon oft erfahren, daß Mädchen, die ihrer Entbindung mit Verzweiflung entgegensahen, später den größten Wert ihres Lebens in dem Kinde erblickten und die schwierige Frage ihrer unehelichen Mutterschaft ausgezeichnet zu lösen verstanden, daß sie dadurch erst auf einen fruchtbaren Berufsweg gedrängt wurden, der ihnen Selbständigkeit und Unabhängigkeit von einer drückenden Umgebung sicherte. Wie wir auch oft sehen, daß solche Mädchen, denen es gelang, die unerwünschte Schwangerschaft loszuwerden, es später bitter beklagten und einsahen, daß es gangbare Wege gegeben hätte, um eine Mutterschaft, die ihnen Trost und Freude gebracht hätte, zu ermöglichen. Eine mutige Stellungnahme der unehelichen Mutter wird auch den Partner eher ermutigen und zur Schließung einer Ehe veranlassen. Aber auch hier gibt es natürlich Fälle, vor allem deshalb, weil wir ja nicht die gesamte Umgebung des Mädchens, ihre Eltern usw. beeinflussen können, wo auch wir keinen anderen Ausweg zur Errettung der mütterlichen Existenz sehen als die Unterbrechung der Schwangerschaft.

Wir sehen also, daß die gewichtigsten für eine Abtreibung angeführten Gründe objektiv nicht stichhältig sind. Sondern es liegt der Fall meist so, daß die schwangere Frau das werdende Kind nicht will. Sie will es nicht, weil sie in der

*) Nach einem Vortrag, gehalten im „Internationalen Verein für Individualpsychologie", referiert von Frau Gina Kaus in ihrer Halbmonatsschrift „Die Mutter".

allgemeinen Mutlosigkeit des weiblichen Geschlechtes fürchtet, in ihrem Leben Schiffbruch zu leiden. Ein Kind bedeutet ja viel mehr als die Verantwortung für einen hungrigen kleinen Mund. Es bedeutet vor allem eine große Verstärkung des Bandes zu dem Vater des Kindes. Es bedeutet ein Aufgeben des schrankenlosen Egoismus, der zentralen Stellung, die manche Frau in ihrer Umgebung einzunehmen gewohnt ist. Es bedeutet auch für viele Frauen, die sich überhaupt im Kampfe mit der Überlegenheit des männlichen Geschlechtes befinden, das Schwangerwerden und Gebären eine Niederlage gegenüber dem Manne, das Zutagetreten der Benachteiligung des Weibes durch die Natur im Gebiete der Sexualität.

Aber nur selten will eine Frau sich diese Ablehnung der Mutterschaft eingestehen, weil sie weiß, daß dies ein Eingeständnis von Egoismus und Feigheit wäre. So sehen wir oft genug Frauen, die sich in einer Situation befinden, für Kindersegen durchaus geeignet, die verheiratet und in guten Verhältnissen sind, ein kunstvolles Arrangement schaffen, durch welches sie sich dieser an sie herantretenden Aufgabe dennoch zu entziehen wissen. Wir sehen Frauen, ihr Hauswesen mit so peinlicher, „übertriebener" Sorgfalt bewachen, jeder kleinsten Unregelmäßigkeit, jedem Durchbruch der gewohnten Ordnung derartige Bedeutung beilegen, daß ihre ganze Umgebung unwillkürlich den Gedanken faßt: „Welches Glück, daß diese Frau keine Kinder hat!" Ebenso sehen wir die Mutter eines Kindes manchmal mit solcher Überängstlichkeit jeden Atemzug des Kindes bewachen, da, wir wiederum zu dem Ausruf veranlaßt werden: „Welches Glück, daß diese Frau nur ein Kind hat!" Und wir werden immer wieder als Wurzel zahlreicher nervöser Leiden die Furcht vor dem Kinde finden.

Soll man nun eine solche Frau, die sich mit solcher Kraft ablehnend gegen ein Kind verhält, zwingen, gegen ihren Willen zu gebären? Für den Gesetzgeber mag das Problem mit der Geburt des Kindes enden. Wir aber wissen, daß es damit eigentlich erst beginnt, daß eine solche Frau sich mit der unerwünschten Tatsache ihrer Mutterschaft keineswegs ohne Protest abfindet. Was für eine Mutter wird sie ihrem Kinde sein?

Wie kann sie eine so schwere, ihr gegen ihren Willen aufgezwungene Aufgabe erfüllen? Man behauptet gerne, daß mit der Geburt des Kindes die Mutterliebe sich fast mit der Unbedingtheit einer chemischen Reaktion einstellt. Der Psychologe aber weiß, daß dies durchaus nicht immer der Fall ist, daß genug Frauen ihre Kinder auf hundertfältige Weise fühlen lassen, daß sie unerwünscht zur Welt gekommen sind und daß auch das Bewußtsein, ein ungewolltes Kind zu sein, das Leben vieler Menschen vergiftet, die Wurzel zu schwerer seelischer Zerrüttung legt, oft das Grundübel ist, dem die verwahrlosten Kinder entspringen und alle jene „Psychopathen", die den Fluch einer liebeleeren Jugend ihr Leben lang nicht los werden. Schon im Interesse dieser Kinder — denn vor allem im Hinblick auf die Kinder beurteilen wir diese Frage — bin ich dafür, jeder Frau deutlich zu sagen: „Du brauchst keine Kinder zu bekommen, wenn du nicht willst!"

Und ich habe es schon oft gesehen, daß dieselbe Frau, die sich mit hundert Vorwänden gegen die Mutterschaft sträubte, kaum daß sie sich im Besitze der Freiheit sah, über den Ausgang ihrer Schwangerschaft zu entscheiden, das eben noch heftig abgelehnte Kind nun plötzlich selbst wollte. Wir dürfen nie vergessen, wie tief in jeder Frau der Protest gegen jede Ungleichheit mit dem Manne ist. Und den Zwang eines doch von Männern geschaffenen Gesetzes, durch das sie der freien Entscheidung über ihr Schicksal beraubt wird, muß von jeder Frau als Entwürdigung empfunden werden. Innerhalb dieses Gesetzes spielt die Frau weniger die Rolle einer Person als vielmehr die einer Funktion im Interesse der Nachkommenschaft.

Gegenüber diesem Argument: daß nur eine Frau, die das Kind will, ihm eine gute Mutter sein kann, treten alle anderen zurück.

Es wird von mancher Seite gerne behauptet, daß die Abschaffung des Mutterschaftszwanges die ohnedies genug im argen liegende Moral noch weiter verschlimmern würde. Der Tiefstand der Moral hat aber so viele andere, tiefer gehende Gründe — vor allem unsere ganze, so wenig auf das Gemeinschaftsgefühl und so sehr auf persönlichen Ehrgeiz gerichtete Erziehung — daß es ein Unding ist, gerade an dieser Stelle den sittlichen Hebel ansetzen zu wollen, wo ein Teil der Menschheit vor allen anderen so schwer getroffen wird. Wir werden uns wohl alle in die große Verantwortung für das sittliche Zusammenleben der Menschen teilen müssen, anstatt die schwerste Last auf die schwächsten Schultern abzuwälzen.

Es wäre ein wahrer Segen für die Menschheit, Eheberatungsstellen zu schaffen, an denen Individualpsychologen wirken und über alle einschlägigen Fragen Auskunft erteilen.

Bericht über den zweiten internationalen Kongreß für Individualpsychologie

Nachstehend veröffentlichen wir in Autoreferaten kurze Inhaltsangaben von Vorträgen, die am zweiten internationalen Kongreß für Individualpsychologie zu Berlin (5. bis 7. Sept. 1925) gehalten wurden

Dr. BRUNO KLOPFER (Berlin): INDIVIDUALPSYCHOLOGIE, WISSENSCHAFT, WELTANSCHAUUNG.

Dieses einleitende Referat am Berliner Kongresse versuchte der Gefahr einer sektiererischen Entwicklung der Individualpsychologie vorzubeugen, durch Abstechen der wissenschaftlichen Kompetenzgrenzen und durch Aufzeigen des organischen Ursprungs aus der gegebenen wissenschaftlich-weltanschaulichen Situation. Das wichtigste Ergebnis war die Feststellung, daß zwar jede wissenschaftliche Forschung als Ausdruck einer bestimmten Weltanschauung aus einer bestimmten Betrachtungsweise des Gegebenen, der Welt, herauswächst und daß gerade der Wandel solcher Betrachtungsweise für den Fortschritt der Wissenschaft bedeutsam sei, daß sich aber aus wissenschaftlichen Erkenntnissen keine weltanschaulichen Konsequenzen ziehen lassen, ebensowenig wie umgekehrt. Einen solchen Wandel der wissenschaftlichen Betrachtung schilderte der Referent in der gegenwärtigen Entwicklung der Wissenschaft und bezeichnete als ihren prägnantesten Ausdruck die Wertheimer-Köhlersche Gestalt-Theorie. Ihre lebendigste und konsequenteste Anwendung sei die Individualpsychologie.

Diese organische Entwicklung wurde auch für das methodische Prinzip Adlers, die „Finalität“, nachgewiesen und so die Stelle der Individualpsychologie im System der Wissenschaften und im Kreise der Weltanschauungen bestimmt.

Dr. KURT WEINMANN (München): DAS SEELISCHE GLEICHGEWICHT UND SEINE ERHALTUNG.

Ausgehend von der Beobachtung nervöser und sogenannter cyklothymer Stimmungsschwankungen[1]), wird als Folgerung aus der Adlerschen Individualpsychologie aufgezeigt, daß der Indikator des seelischen Gleichgewichts, das „Selbstwertgefühl“, sozusagen als das „Zünglein an der Wage“ kein konstanter Faktor ist, sondern normalerweise schon labil, physiologischen Schwankungen ausgesetzt; anderseits gehört zur allgemeinen Dynamik des Selbstwertgefühls seine immanente Tendenz zur Gleichgewichtserhaltung. Eine weitere Gesetzmäßigkeit wird in der Proportionalität des Niveaus, auf dem das seelische Gleichgewicht hergestellt werden kann, zur jeweiligen Reifungsstufe des Individuums erblickt (Gesetz der Reifungsproportionalität)[2]). Die spezielle Dynamik des seelischen Gleichgewichts wird näher ausgeführt und an Beispielen verdeutlicht. Schließlich werden die erzieherischen und psychotherapeutischen Folgerungen zur Erhaltung und Wiederherstellung des seelischen Gleichgewichts abgeleitet.

[1]) Vgl. den Vortrag des Referenten auf dem I. Internationalen Kongreß für Individualpsychologie 1922 in München: „Zur Psychologie nervöser und cyklothymer Stimmungsschwankungen“ in dieser Zeitschrift, II. Jahrgang, Heft 1.

[2]) Vgl. den Vortrag des Referenten auf dem IX. Kongreß für experimentelle Psychologie 1925 in München: „Über das Selbstwertgefühl und seine Störungen“. (Erscheint in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift.)

Dr. ELSE SUMPF (München): DIE BEDEUTUNG DES VERANTWORTLICHKEITS-GEFÜHLS IN DER NEUROSE UND DEREN BEHANLUNG.

Das Verantwortlichkeitsgefühl ist eine Funktion des Gemeinschaftsgefühls. Störung des Verantwortlichkeitsgefühls weist auf Störung der Gemeinschaftsbeziehung und diese auf ein gestörtes seelisches Gleichgewicht. Symptomatisch in der Neurose ist auffallend geringes oder auffallend gesteigertes Verantwortlichkeitsgefühl. Beide sind Symptomsprache, Dialekt des Neurotikers. Die Verantwortung für das Scheitern im eigenen Leben wird offen oder verschleiert, auch unter der Maske des scheinbar gesteigerten Verantwortlichkeitsgefühls, der Umwelt und dem Arzte zugeschoben in Form von Affekten, Symptomen, Zwangshandlungen und Arrangements. Immer ist Entmutigung der Grund des Versagens. Sie führt zur Egozentrizität und diese zum Zerfall der Gemeinschaft. Aufgabe der Behandlung ist Ermutigung und neue Bindung an die Gemeinschaft. Nur der mutige, mit der Gemeinschaft verknüpfte, doch von ihrer Anerkennung nicht unbedingt abhängige Mensch ist imstande, wahrhaft verantwortlich zu handeln.

Dr. KURT WEINMANN (München): DAS NEUROSENPROBLEM IN DER DEUTSCHEN NEUROLOGIE UND PSYCHIATRIE DER GEGENWART.

Im Hinblick auf die Jahresversammlung der Gesellschaft deutscher Nervenärzte in Kassel vom 3. bis 5. September, die als Hauptthema „die Revision der Neurosenfrage“ aufgestellt hatte, konnte leider über kein positives Ergebnis berichtet werden. Die kritische Situation, die in der andernorts[1]) näher gekennzeichneten und in gewissem Sinne symptomatischen Art der Stellungnahme dieser wichtigsten Tagung der deutschen Neurologie zum Neurosenproblem zutage trat, wurde von vielen Beteiligten empfunden. Sie wird bestimmt die eine erfreuliche Wirkung zeitigen, daß entschiedene Schritte folgen werden im Sinne einer fruchtbareren und vorurteilslosen Selbstbesinnung, die uns gerade auf dem Gebiete der Psychotherapie vor allem not tut. Diese Entwicklung ist unter anderem inauguriert durch die der Versammlung vorgelegten, sehr treffenden „Randbemerkungen zur Aufgabe und zum Begriff der Nervenheilkunde“ von Weizsäckers (Heidelberg)[2]). Auch Kronfelds neuerdings in zweiter Auflage erschienene „Psychotherapie“[3]), auf die Referent in einem Vortrag, „Zum Problem der Psychotherapie der Neurosen“, ausführlicher und zum Teil kritisch Bezug nahm, und der von unserem Mitarbeiter Oswald Schwarz herausgegebene Sammelband „Psychogenese und Psychotherapie körperlicher Symptome sind Zeichen eines entschiedenen Fortschrittes auf dem in Frage stehenden Gebiete“. Die Hauptreferenten der Kasseler Tagung, Redlich (Wien) und Bumke (München), beschränkten sich indessen im wesentlichen auf einen historisch-kritischen Überblick, der keine grundsätzliche Neuorientierung oder „Revision der Neurosenfrage“ brachte, die trotzdem — ausgesprochen und unausgesprochen — als drängende Aufgabe immerhin empfunden wurde. Im einzelnen darf zunächst auf den genannten ausführlicheren Bericht in der bei dieser Gelegenheit zu empfehlenden, von R. W. Schulte herausgegebenen neuen Zeitschrift „Psychologie und Medizin“ verwiesen werden.

[1]) Bericht Kronfelds und des Referenten über die XV. Jahresversammlung der deutschen Nervenärzte und Psychiater 1925 in Kassel, in Heft 1 der Zeitschrift „Psychologie und Medizin“. Enke, Stuttgart, Oktober 1925.

[2]) „Deutsche Zeitschrift für Nervenheilkunde“, Bd. 87, 1/3 Heft, 1925.

[3]) Springer, 1925.

RUTH KÜNKEL (Berlin): DIE ROLLE DER SEXUALITÄT IN DER NEUROSE.

Das Referat förderte die sachliche Klärung der Beziehungen von Psychoanalyse und Individualpsychologie. Gerade an der Hand der „Phobie des fünfjährigen Hans“ von Freud wurde der Nachweis erbracht, daß die Sexualität in der Neurose nie eine ursprüngliche und selbständige Rolle spiele als „die treibende Kraft“, sondern stets nur ein Ausdruck der Störung des gesamten seelischen Organismus ist. Für die Pädagogen war besonders wichtig eine plastische Darstellung der Entwicklung von Neurosen durch die Unterbindung und falsche Beantwortung kindlicher Forschungsfragen über den Ursprung des Menschen, der Unterschied der Geschlechter usw. Die Erschütterung des kindlichen Vertrauens durch Lügen und Geheimnistuerei machen solche Fragen erst zu sexuellen und bereiten die falsche Entwicklung vor, durch die das Geschlechtsleben bei seinem Erwachen in den Dienst abwegigen Geltungsstrebens und egoistischen Machtkampfes statt organischer Verschmelzung trete.

J. VERPLOEGH-CHASSÉ (Den Haag): ÜBER HEILPÄDAGOGIK.

Der nervöse Charakter, dessen Konfliktlage, Ursache und Korrektur wurden an einigen Beispielen gezeigt: das Musterkind, die ehrgeizige Linkshändige, das verwöhnte Kind, der Unbegabte, ein Jugendlicher, wegen Diebstahls bedingt verurteilt.

SOPHIE FREUDENBERG (München): INDIVIDUALPSYCHOLOGIE UND JUGENDFÜRSORGE.

Die Arbeitsgebiete der Individualpsychologie und der Wohlfahrtspflege berühren sich an einigen Stellen sehr nahe. Die Individualpsychologie, die die wirtschaftliche Not als eine starke Quelle der Entmutigung kennt, hat wärmstes Interesse für alle Maßnahmen, die zu ihrer Linderung ergriffen werden. Anderseits kann die Wohlfahrtspflege, die es ausschließlich mit wirtschaftlich, körperlich oder geistig-sittlich Schwachen zu tun hat, in den Erfahrungen der Individualpsychologie, die die psychologischen Ursachen solchen Versagens kennt, wertvollste Fingerzeige für ihre pädagogisch-heilende Arbeit finden. Dies gilt vor allem für den wichtigsten Teil der Wohlfahrtspflege, die Jugendfürsorge, in der die Individualpsychologen mit ihren Erziehungsberatungsstellen ja unmittelbar mitarbeiten.

Die dort wie in der individualpschologischen Praxis überhaupt gemachten Erfahrungen erlauben uns, zu behaupten, daß auf allen Gebieten der Jugendfürsorge, der Anstaltspflege, der Sinnesdefekten-, Krüppel- und Gesundheitsfürsorge und der offenen heilenden und vorbeugenden Fürsorge durch Zugrundelegen der individualpsychologischen Anschauungen eine wesentlich bessere Ausnützung der vorhandenen Einrichtungen erreicht werden könnte. Die individualpsychologische Erziehung baut auf dem Glauben an die in jedem intellektuell gesunden Kinde ursprünglich vorhandene und nie ganz zu zerstörende Bereitschaft zum Guten; sie erkennt Fehltritte und Schwierigkeiten jeder Art als falsche Geltungsversuche eines Mutlosen und weiß sie aus dem Gesamtlebensplan heraus zu verstehen und abzubauen. Diese Einstellung ermöglicht es dem Erzieher, dem Kinde das unbeirrbare Vertrauen entgegenzubringen, das es braucht, um den Glauben an sich, und damit den Mut zur Leistung wieder zu finden. J e d e m abgeirrten Kinde und Jugendlichen könnte auf diese Art geholfen werden, meist in viel kürzerer Zeit, als heute angenommen wird. Die Zahl der „Unerziehbaren" kann auf die organisch Schwachsinnigen und Geisteskranken beschränkt werden, wenn erst einmal alle Anstalten, einschließlich der Jugendgefängnisse und Abteilungen für geschlechtskranke Jugendliche, in diesem Sinne arbeiten.

Bei allen Einrichtungen für körperlich defekte, schwache und kranke Kinder, einschließlich der Erholungsheime und Sonderklassen, ermöglicht die Kenntnis der Zusammenhänge von Organminderwertigkeit und kompensatorischem Überbau eine bedeutende Steigerung des Erziehungs-, Heil- und Lehrerfolges. Auch dem Berufsberater kann die Individualpsychologie wichtige Dienste leisten, vor allem, wenn es gilt, vom gewählten Beruf abzuraten oder zum Aushalten zu veranlassen.

Der größte Teil der Jugendarbeit ist heute von der Schule und den ihr angegliederten Kindergärten und Horten zu leisten. Die Notwendigkeit, die Lehrenden bei dieser Arbeit zu unterstützen, hat schon vor dem Kriege zur Einrichtung der Schulpflege geführt. Wir wünschten eine gründliche individualpsychologische Schulung für die nur mit erzieherischen Aufgaben zu betrauenden Schulpflegerinnen. Diesen wären alle im Unterricht oder durch ihre sozialen Verhältnisse auffallenden oder anormalen Kinder ohne weiteres vorzuführen. Dies gilt besonders auch für die sogenannten „Schwachbegabten" und die unehelichen und Kostkinder, soweit letztere nicht Menschen finden, die sie in kleinen Zeitabständen bei sich sehen und ihnen ein Stück ganz persönlicher Freundschaft und Liebe geben. Wir sind der festen Überzeugung, daß mit einer frühzeitig einsetzenden, konsequenten individualpsychologischen Schulpflege nicht nur der Verwahrlosung sehr weitgehend vorgebeugt, sondern auch die Zahl der Hilfsschüler und sonstwie nur halb Arbeitsfähigen auf die tatsächlich organisch Geschädigten beschränkt werden könnte.

Bis zur vielleicht nicht mehr zu fernen Einführung einer solchen Schulpflege bleibt uns nur der Weg, den Wert der individualpsychologischen Erziehungsgrundsätze durch die Praxis zu beweisen. Im Rahmen der Jugendfürsorge kann dies durch einen immer besseren Ausbau unserer Erziehungsberatungsstellen geschehen, die allmählich ganz mit dem Schulbezirk, in dem sie liegen, verwachsen müssen.

Dr. ALICE FRIEDMANN (Wien): LINKSHÄNDIGKEIT.

Schon beim Säugling ist eine Bevorzugung einer Hand, respektive einer Körperhälfte in der Ausbildung und Bewegung zu beobachten. Insbesondere in der Bewegung zeichnen sich Kinder durch gewisse Einseitigkeit aus. Der erwachsene Linkshänder ist an verschiedenen Merkmalen ziemlich leicht zu erkennen. Seine linke Gesichtshälfte ist meist größer und etwas mehr vorgebaut, das linke Auge von abweichendem Ausdruck. Besonders bei Frauen erscheint der Körper mehr nach links verschoben, die linke Hüfte stärker. Der Grad der Linkshändigkeit hängt von der konstitutionellen Veranlagung und der Übung ab. Es gibt viele Abstufungen. Auch der auf rechts trainierte Linkshänder zeigt eine gewisse Neigung, links zu arbeiten, die in schwierigen und Verlegenheitssituationen stärker hervortritt (z. B. der linkshändige Schüler, der, zur Tafel gerufen, links zu schreiben beginnt. Beim Waschen, Rasieren, Frisieren und anderen kleinen alltäglichen Hantierungen wird die Linke bevorzugt. Beim Händeklatschen schlägt der Linkshänder mit der Linken auf die Rechte oder er nähert beim beidhändigen Klatschen die Linke der Rechten mehr.

Psychologisch wirkt die Linkshändigkeit als Organminderwertigkeit. Sie verursacht oft auch bei gutem Training eine allgemeine Unsicherheit in allen körperlichen Übungen. Beim Schreibenlernen stört den Linkser die Schreibrichtung und die rechtsseitige Symmetrie der Schrift. Die Buchstaben werden verkehrt geschrieben. Beim Lesenlernen wird die Reihenfolge der Buchstaben vertauscht, das Wort oder einzelne Buchstabengruppen von rechts nach links gelesen. Auch sonst leidet der Orientierungssinn, die Unterscheidung zwischen rechts und links.

Sind aber diese Schwierigkeiten durch ein jahrelanges Training, durch eine fortwährend geübte Aufmerksamkeit überwunden, so kann hier der Grund zu neuen Fähigkeiten gelegt werden. Es entwickelt sich ein ausgeprägter Sinn für Symmetrie und Asymmetrie, eine Fähigkeit der Verlegung und Kombination von Elementen, die besonders im Zusammenhang mit visueller Veranlagung die Vorstellungsgabe und Kunstfertigkeit sehr unterstützen kann. Allerdings enthält dieses Training auch den Mechanismus der Umkehrung, der Unsicherheit, des Schwankens. Es unterstützt manche Mechanismen der Neurose.

IDA LÖWY (Wien): DUMMHEIT ALS ENTHEBUNGSMITTEL.

Zwei typische Fälle seien hier angedeutet, welche die Dummheit als Methode zeigen, den gefürchteten Aufgaben des Lebens auszuweichen. Dem einen, in früher Kindheit überschätzten Kinde, einem 14jährigen Knaben aus geistig hochstehender Familie, gelang es, durch Sich-dumm-stellen seine Eltern, Lehrer und sich selbst zu täuschen.

Das andere Kind, eine elfjährige Proletarierin, hatte sich infolge einer in ihrem siebenten Jahre erlittenen Gehirnerschütterung für verpflichtet gehalten, sich dumm zu stellen und nur bis zur zweiten Elementarklasse zu gelangen.

In beiden Fällen hatte die individualpsychologische Beeinflussung der Kinder die Dummheit als Ausrede entlarvt und die isolierten Eigenbrötler in freundliche Mitarbeiter verwandelt.

Dr. OTTO NAEGELE (München): SCHULE UND JUSTIZ.

Der Vortrag bespricht die Frage, wie Schule und Justiz Kinder der Gemeinschaft zurückgewinnen können, die durch dauernde Unarten, Entgleisungen oder Rechtsbrüche als Störer der Gesellschaft auffallen. Die Erziehungsanschauung, die durch Vorhalte, Lohn, Strafe und persönliche Autorität die bösen Triebe hemmen und so an ein brauchbares bürgerliches Leben gewöhnen will, entmutigt und weckt durch ihren Druck nur Gegendruck. Unsere Erziehungsberatung ermutigt und klärt die Lebensirrtümer auf. Der individualpsychologisch geschulte Richter vermeidet stets die persönliche Belastung des Kindes, betont die Erziehung, versteht die Unarten und Rechtsbrüche aus dem kindlichen Lebensplane heraus als Irrtümer, kann so die Erziehungsmaßnahmen und Heilungsaussichten richtiger beurteilen.

FRAU ADA BEIL (Berlin): INHALT UND WANDEL DER IDEE DER MÜTTERLICHKEIT.

Die Vortragende wies auf Grundlage der dialektischen Methode und des Adlerschen Finales im menschlichen Handeln nach, daß Mutterschaft und Mütterlichkeit nicht das geringste miteinander zu tun haben brauchen, sondern nur da sich decken, wo im Finale des Individuums das Gemeinschaftsgefühl steht, daß die Aufrechterhaltung des Begriffes Mütterlichkeit die Aufrechterhaltung der Vorherrschaft des Mannes bedeutet und damit dieselbe Situation von Herrschenden und Beherrschten als dem Elend der Neurose und der vom Machtrausch aufgepeitschten Menschheit. Sie kam zu der Forderung, einer unklaren und veralteten Ideologie Valet zu sagen, die unklar ist, weil sie aus einer Denkbetrachtungsform stammt, welche im starren Entweder-Oder davon ausgeht, absolute, unverrückbare Inhalte in Erscheinungsformen des fließenden Lebendigen festzulegen.

Dr. CARL NOWOTNY (Wien): SÖHNE BERÜHMTER MÄNNER.

An der Hand von zwei Beispielen aus der Praxis will ich den Nachweis versuchen, die so häufige Erscheinung des Versagens von Söhnen berühmter Männer individualpsychologisch zu erklären.

Der überragende Ruhm des Vaters, dessen leuchtendes Vorbild ihnen immer als erstrebenswertes Ziel vor Augen steht und den zu erreichen sie sich nicht für fähig halten, oft auch häusliche Verhältnisse und die entpersönlichende Stellungnahme von seiten der Öffentlichkeit — das ist der Sohn von dem großen X — entmutigen solche Menschen so sehr, daß sie den offenen „Kampf“ bald aufgeben und eine „Rückzugsstrategie“ durchführen. Dabei schaffen sie sich mildernde Umstände oder sie erringen sogar billige Siege, freilich meist auf „Nebenkriegsschauplätzen“.

Ausnahmen hiervon erklären sich gewöhnlich aus der Tatsache, daß in den betreffenden Fällen die überragende Bedeutung des Vaters zu seinen Lebzeiten noch nicht sehr groß war.

SOFIE LAZARSFELD (Wien): MUT ZUR UNVOLLKOMMENHEIT.

Es wird ausgeführt, welche Schwierigkeiten durch Überspannung des eigenen Persönlichkeitsgefühls im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern entstehen, und auf die psychische Schädigungen hingewiesen, die daraus erwachsen. Die gleichen Schäden werden in der Beziehung der Geschlechter zueinander nachgewiesen, unter besonderer Berücksichtigung der Folgen, die dadurch für die Frau entstehen. Beides ist durch Beispiele belegt, und es wird versucht, zu zeigen, wie hier durch Abbau des Geltungsbestrebens abzuhelfen wäre. Schließlich werden noch die vielen Unterlassungssünden im alltäglichen wie im sozialen Leben erwähnt, die darauf zurückgehen, daß vieles oft gar nicht getan wird, eher als daß es unvollkommen geschehe.

Dr. EUGEN SCHMIDT (München): INDIVIDUALPSYCHOLOGIE UND STRAFVOLLZUG.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Strafe in gewissen Fällen ein zweckmäßiges, soziales Mittel darstellt. Mit der Bestrafung verbinden sich aber zugleich auch Wertungen: Der Verbrecher ist böse — der Nichtverbrecher ist gut! Die landesübliche Auffassung vom Verbrecher geht dahin, daß er im Vollbesitz seiner Willensbestimmung und ausgestattet mit normalen Einsichten das Verbrechen begeht; die landesläufige Auffassung von der Strafe ist, daß sie das wirksamste Motiv zur Verhütung von Verbrechen sei.

Diese Auffassungen gehen jedoch fehl. Der Weg des Verbrechers ist ein Irrweg, der nicht aus bösem Willen, trotz vorhandener Einsicht, beschritten wird, sondern beschritten wird aus einer falschen Orientierung. Er ist der Weg eines Entmutigten, der das Vertrauen verloren hat, innerhalb der Gesellschaft, im Frieden mit dieser, zur Geltung zu kommen. Wenn auch zugegeben werden mag, daß soziale Mißstände manchem Menschen eine gewisse objektive Berechtigung zu einer solchen Einstellung geben, so ist doch anderseits zu sagen, daß fast durchwegs dieser Weg beschritten wird auf Grund eines vor allem in der Jugend erworbenen Irrtums. Die Erkenntnis dieser Situation des Verbrechers kann allein den richtigen Weg im Strafvollzug zeigen. Dieser Weg besteht in der Ermutigung des Verbrechers, in der Aufzeigung des Weges, auch innerhalb der sozialen Gemeinschaft, der er angehört, sich durchzusetzen. Es muß dem Verbrecher Mut zur Gemeinschaft gegeben werden. (Dies wurde in einzelnen Beispielen näher beleuchtet.)

Dr. med. KÜNKEL (Berlin): DIE PSYCHOLOGISCHE AUSBILDUNG DER LEHRER UND SOZIALBEAMTEN.

Wie kann die Fülle von theoretischen Einsichten und praktischen Möglichkeiten, die in der Individualpsychologie vorliegt, denjenigen Berufskreisen übermittelt werden, die ihrer am dringendsten bedürfen? Ein vierteiliger Lehrgang wäre zu empfehlen, der allmählich von theoretischen zu praktischen Problemen hinüberleitet. Der erste Teil würde die „allgemeine Charakterologie“ enthalten: Das Verhältnis von Mut und Gemeinschaftsgefühl zu Entmutigung und Persönlichkeitsgefühl sowie die dynamische Wechselwirkung zwischen Minderwertigkeitsgefühl und Geltungsbedürfnis. Im zweiten Teil, der „individuellen Charakterlogie“, wäre darzulegen, wie der Einzelcharakter sich nach diesen Prinzipien in Rücksicht auf sein Milieu zu individueller Form gestaltet. Im dritten Teil, der „allgemeinen Methodik“, muß zu voller Klarheit gebracht werden, wie jede Strafe das Minderwertigkeitsgefühl verschärft und damit die Entgleisung verschlimmert und wie nur die sachliche Haltung des Pädagogen dem Entgleisten helfen kann. Zum Schluß wird in der „individuellen Methodik“ zu lehren sein, wie aus dem Fehler des Zöglings der Fehler der Umgebung abzulesen ist und wie der Erzieher sich selbst und damit auch den Zögling Schritt für Schritt weiterbringen kann, indem er die Ursache für jeden pädagogischen Mißerfolg in seiner eigenen Unsachlichkeit sucht.

HEDWIG SCHULHOF (Reichenberg): INDIVIDUALPSYCHOLOGIE UND ROMANTIK.

Bei der ersten Lektüre der individualpsychologischen Schriften drängten sich mir immer von neuem Assoziationen mit einzelnen psychologischen Treffern auf, denen ich im alten romantischen Land begegnet war. Schließlich haben sich mir nach drei Richtungen interessante Beziehungen ergeben: Zunächst überraschende Übereinstimmungen romantischer Weissagung und individualpsychologischer Wissenschaft, dann Ähnlichkeiten der individualpsychologischen Methode, aus der fluktuierenden Vielheit seelischer Erscheinungen zu individuellen Einheitsbildern zu gelangen, mit romantischem Kunstschaffen, und solche zwischen dem romantischen und dem nervösen Charakter Adlerscher Darstellung. Das Referat versuchte in Verfolgung dieser Übereinstimmungen darzutun, wie nahe namentlich Novalis in bezug auf das intuitive Erfassen der menschlichen Unzulänglichkeitsgefühle, als Urstimulans des menschlichen Seelenlebens sowie in der Auffassung der Krankheiten, als des „vielleicht interessantesten“, jedenfalls aber aufschlußreichsten „Reizes und Stoffes unserer Tätigkeit“ an die Lehren der Individualpsychologie herangekommen ist. Dies geschah mit Hilfe von zahlreichen illustrativen Beispielen und Gegenüberstellungen.

Dr. OTTO NAEGELE (München): DER ERZIEHUNGSGEDANKE IM NEUEN JUGENDGERICHTSGESETZ.

Die wichtigsten Neuerungen des Jugendgerichtsgesetzes im Hinblick auf den Erziehungsgedanken enthalten die §§ 3, 6, 9. § 3 schließt die Strafbarkeit aus, wenn der Jugendliche seinen Willen nicht seiner Einsicht gemäß bestimmen kann. Gemäß § 6 kann von Strafe abgesehen werden, wenn Erziehungsmaßnahmen für ausreichend angesehen werden. § 9/IV ermöglicht den Verzicht auf Strafe und Erziehungsmaßregeln in besonders leichten Fällen. Außerdem schiebt das Gesetz die untere Strafbarkeitsgrenze vom 12. auf das 14. Lebensjahr herauf.

Die herrschende Erziehungsanschauung geht davon aus, daß der Mensch von Haus aus von Trieben beherrscht ist. Diesen Trieben sollen durch Gewöhnung, nämlich Überredung, äußere Lock- und Abschreckungsmittel, „Hemmungen" anerzogen werden. Das Erziehungsziel ist ein „gesetzmäßiges Leben". Wo diese Erziehung scheitert, ist die herrschende Anschauung geneigt, anzunehmen, daß die Triebe so stark sind, daß der Wille der besseren Einsicht nicht folgen kann; sie erachtet in diesem Falle den § 3 als gegeben. Dieses Urteil ist mit einer starken Belastung, nämlich der „Veranlagung", verknüpft; man zieht den Kreis der Betroffenen möglichst enge.

Die vergleichende Individualpsychologie sieht in den Neurotikern und Verwahrlosten sozial Erkrankte, die die irrigen Voraussetzungen und die Gesamtheit ihres Lebensplanes nicht zu überschauen vermögen. Diese Lehre bezeichnet die Irrtümer als auflösbar und hält es möglich, einen neuen, brauchbaren Lebensplan zu bilden, der die freudige Hingabe an die Gemeinschaft gestattet. Sie kommt folgerichtig dazu, den Kreis der Betroffenen weiter als die herrschende Lehre zu ziehen, belegt aber die sozial Erkrankten nicht mit der Belastung der „Veranlagung" und „Vererbung", von seltenen Fällen abgesehen.

Es ist nur eine logische Folge, wenn die vergleichende Individualpsychologie die Strafe als Erziehungsmittel ablehnt. Die Strafe vermag die Irrtümer des Lebensplanes nicht aufzulösen, will letzten Endes nur mit Furcht wirken, kann also nicht zu freiem Willen, zu Verantwortlichkeit erziehen. Es wäre unrichtig, aus der äußeren Geste des Kindes allein die Angemessenheit einer Strafe oder Erziehungsmaßregel zu rechtfertigen; es bedarf vielmehr noch der Analyse, um zur wirklichen inneren Einstellung des Kindes vorzudringen. Die herrschende Anschauung greift mit Strafe besonders scharf gegenüber den Schulversäumnissen und Geschlechtsentartungen durch, aus der Erwägung, daß man diesen Fällen mit erzieherischen Mitteln bisher nicht beigekommen ist. Die Individualpsychologie sieht nur in der Auflösung der Irrtümer die Voraussetzung dafür, daß das Kind zu einer brauchbareren Lebensform innerhalb der menschlichen Gemeinschaft gelangen kann.

Diese Aufklärung ist nötig, auch da, wo nach § 6 von Strafe abgesehen wird, und wohl fast ausnahmslos in den Fällen des § 9/IV. Wenn im letzteren Falle auch Not, Verführung und andere mitwirkende Bedingungen festgestellt werden, so haben diese doch auch ihre Vorgeschichte in der Seele des Kindes in der Richtung einer erhöhten Bereitschaft; sie bedürfen also der vorbeugenden Vorsorge. Im übrigen kann an der Geringfügigkeit der Straftat und an dem Mitwirken solcher Bedingungen die Schwere einer inneren Störung nicht gemessen werden.

Die außerordentlichen Freiheiten des Jugendrichters, die schwerwiegenden Eingriffsmöglichkeiten und Folgen sowie die unter Umständen für das ganze Leben des Kindes entscheidenden Maßnahmen erfordern, daß der Jugendrichter sich ein klares Leitbild verschaffe über das innere Wesen eines Kindes und seine Stellung zur Umwelt, das heißt, der Richter muß das Wesen der sozialen Erkrankung verstehen. Er muß sich dieser schweren Verantwortung jederzeit bewußt bleiben, darf die Entscheidung nicht Sachverständigen oder anderen Organen, etwa gar Polizeiorganen, überlassen. Er muß selbst starkes Gemeinschaftsgefühl besitzen, mit dem Kinde freundlich und gütig verfahren, auch bestrebt sein, in seinem Rahmen selbst positiv erzieherisch zu wirken. Eine sich auf Überredung oder Drohung beschränkende „Verwarnung" würde ihren Zweck verfehlen. Die „Überweisung unter die Zucht der Erziehungsberechtigten" wäre schädlich, wenn das Kind gerade jenen Erziehern überantwortet würde, die bisher seine Irrtümer nicht aufzulösen und abzubauen vermochten, dazu vielleicht in Zukunft nicht einmal willens sind; noch schädlicher wäre es, wenn diese mit ihren eigenen Schwierigkeiten die des Kindes noch vermehren würden. Wo das „Auferlegen besonderer Verpflichtungen" als äußere Bedingung, als Drohung mit Strafvollzug angewandt wird, versperrt diese Maßnahme den Weg zum freien Mittun von vorneherein. Ähnliches gilt für die Schutzaufsicht und die Fürsorgeerziehung. Geldstrafen sind geeignet, zu weiterer Materialisierung unserer ethischen Begriffe beizutragen.

Das Gesetz führt erfreulicherweise noch eine Reihe von weniger wichtigen, aber doch sehr wertvollen Bestimmungen erziehungsfördernden Charakters neu ein. Diese wirken in dem Maße erziehungsfördernd, als ihre Anwendung auf inneren Druck verzichtet, die Lebensangst des Kindes abbaut und den gedrückten Mut des Jugendlichen steigern hilft.

Die Tätigkeit des Jugendrichters und der Jugendgerichtshilfe kann durch die Mitarbeit der Individualpsychologen, die jetzt schon in verschiedener Richtung durchaus möglich ist, sicher wertvolle Förderung erfahren.

Dr. ALFRED ADLER (Wien): NEUROSE UND BEGABUNG.

Jede Neurose und Neuropsychose spielt sich mit Tendenz auf der Seite des Unnützlichen ab. Die Ausbiegung vor Leistungen, die der Allgemeinheit nützlich sind, ist individualpsychologisch restlos nachzuweisen. Ursache dieser Ausbiegung, die sich auch bei schwer erziehbaren Kindern findet, ist immer das verschärfte Minderwertigkeitsgefühl. Das aus ihm erwachsende verstärkte Geltungsstreben zeigt sich aber auch deutlich auf dem Gebiete des Unnützlichen als ein Bestreben: „s o z u t u n, a l s o b m a n e t w a s t ä t e“. Und während der Neurotiker die Schattenseiten seines Leidens beklagt, genießt er, meist ohne es richtig zu verstehen, die Lichtseiten, schafft er sich sein Alibi gegenüber den von ihm ausgeschalteten Lebensfragen.

Alles, was auf der Seite des Unnützlichen nun geschieht, gehorcht der vom Minderwertigkeitsgefühl zum Ziel der Überlegenheit aufsteigenden Bewegung. In den richtigen, ja selbst in den irrigen Feststellungen anderer Autoren erscheint — in deren Unbewußtem — diese Bewegungslinie als Voraussetzung aller ihrer Denkmöglichkeiten. So im Ödipuskomplex, in der Wunscherfüllung, im Narzismus, in der Libidolehre, im Todeswunsch, in der Regression und ganz besonders im Ichideal. Die gleichen Triebkräfte geben dem Pykniker, dem Schizoiden und dem Eideliker ihre Lebensform.

Die allgemeine Verzweiflung an der eigenen Geltung ist der Ursprung des verheerenden Begabungswahnes. Letzterer ist die allgemeine Neurose, die Grundlage aller Neurosenvarianten. Die Individualpsychologie zeigt den Weg zur allgemeinen Prophylaxe: es kommt nicht darauf an, was einer mitbringt, sondern was er daraus macht.

PASTOR G. VORBRODT (Alt-Jeßnitz, Kreis Bitterfeld): INDIVIDUAL- UND RELIGIONSPSYCHOLOGIE.

Beide Formen angewandter Psychologie bedingen, ja decken sich, so gewiß beide auf Lebensgestaltung hinauslaufen. Prinzipiell ist dies begründet in Wertlagen auf die beiden Pole des Lebens, nämlich des Individuums sowie auf die Gemeinschaft, welch letztere der Hauptgegenstand der modernen Geisteswissenschaft ist, ja, wie man die Soziologie nennt, die Disziplin unseres Jahrhunderts. Mag die Religionspsychologie bisher noch zu sehr individualistisch orientiert sein, die Kirche drängt aus der Praxis moderner Unkirchlichkeit immer mehr in die Theorie hinein.

Die zweite Analogie zwischen beiden Formen des Themas liegt in der Praxis, der Leistungspsychologie. Heilen und Bilden einerseits, Erlösen und Neuschöpfung der Gottesmenschen anderseits.

REFERATE*)

Prof. Dr. H. E. TIMERDING: DAS PROBLEM DER LEDIGEN FRAU. In „Abhandlungen aus dem Gebiete der Sexualforschung.“ (Bd. 4, Heft 4.) Verlag A. Marcus und E. Weber, Bonn 1925.

In der vorliegenden Schrift haben wir es, abgesehen von dem statistischen Material, auch mit den uns hauptsächlich interessierenden psychologischen Fragen über Liebe, Ehe, Schicksal der alternden Frau usw. zu tun. Timerding erwähnt eingangs, daß wir den Kreis unserer Betrachtungen nicht mehr an Grenzen binden können, wie sie etwa Schiller in der „Glocke“ als Idealbild der Hausfrau zieht, obwohl er nur als soziale Errungenschaft wertet, was zutiefst einer notwendigen Entwicklung entspringt: nämlich der zur Parität, die derzeit noch im Anfangsstadium steht, in einem Zeitalter, das fast ausschließlich von m ä n n l i c h e n P r i v i l e g i e n beherrscht wird. Die Entwicklung, wie sie der Verfasser beschreibt, bezieht sich hauptsächlich auf das Vordringen der Frauen im männlichen Berufe. Dies kann nur als ein Teil des allgemeinen Strebens nach Gleichwertigkeit angesehen werden. Die Tragik der alternden Frau, welche als Hauptfrage aufgerollt wird, bildet sicher ein Gegenwartsproblem. Hier besteht tatsächlich eine klaffende Lücke in unserer Gesellschaftsordnung, die einerseits die Überschätzung der Schönheit als Machtmittel, anderseits die Unterwertung der Frau an sich verschuldet hat. Aber auch hier können weder ethische Gesichtspunkte noch andere Arten von Oberflächenbehandlung jene Besserung einleiten, wie sie die Individualpsychologie in der Krankheitsgeschichte von Nervösen oder in pädagogischen Eingriffen nachweisen kann. Die Förderung der Eheschließung, die Erhöhung der Existenzmöglichkeiten, die Herabsetzung des Heiratsalters, Maßnahmen, von denen der Autor sich eine durchgreifende Änderung verspricht, wären doch nur Teiloperationen an Teilerscheinungen. Gewiß haben auch diese ihre Bedeutung und Berech-

*) Die in der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“ besprochenen Veröffentlichungen sind zu beziehen durch die Buchhandlung Moritz P e r l e s, Wien, I., Seilergasse 4 (nächst dem Graben).

tigung; wir müssen aber doch auf den größeren Zusammenhang und die tiefere Bedeutung des Einzelsymptoms hinweisen. Wenn sich bedrohliche Erscheinungen bei der alternden oder ledig gebliebenen Frau zeigen, so verhält sich das ähnlich wie bei versprengten Truppenteilen, deren Kampf vom Hauptoperationsplatz entfernt sich abspielt und wo dennoch von dem Schicksal des Hauptheeres alles abhängt. Bessert sich das Gesamtniveau der Frau in unserer Kultur, wächst das Verständnis für ihre bedrohte Situation, so genießen auch die ledige und die alternde Frau die Vorteile dieser Frontvorrückung. Bei diesen Typen zeigt sich eben nur deutlicher, was schon bei den verheirateten Frauen und jungen Mädchen vorhanden ist: Die tiefwurzelnde Resignation und die verstärkte Sehnsucht nach dem männlichen Ideal; nur daß sich in schwierigen Situationen deutlicher manifestiert, was sonst latent vorhanden war und was unter günstigen Umständen nur dem geschärften Blicke sichtbar wird.

Im weiteren Verlaufe der Untersuchungen Timerdings scheinen einige Irrtümer mitzuspielen, die, wie ich glaube, auch sonst unser Denken bei diesen Fragen beeinflussen.

1. Es werden wünschenswerte Zustände bereits als bestehende angenommen. (Kameradschaft in der Ehe, Gleichberechtigung.)

2. Die Gleichwertigkeit der Frau, die zuerst als selbstverständliches Ideal angenommen wird, weil es unserer Ethik entspricht, wird gleich darauf in der praktischen Auswirkung ebenso selbstverständlich geleugnet, als ob es hier zwei entgegengesetzte Wahrheiten geben könnte.

3. Schwäche, Anlehnungsbedürftigkeit, Mangel eines Eigenlebens usw. werden als weibliche Eigenschaften, Mut, Tatkraft usw. als männliche hingestellt, womit die Schablonisierung des Gegensatzes männlich-weiblich evident erscheint, wo es sich doch nur um Spielarten, Ausdrucksformen, wie sie die Gesellschaft erzwungen hat, handeln kann.

4. Wir haben uns angewöhnt, in allen Fällen Forderungen an die Frau zu stellen, als ob diese dazu da wäre, unaufhörlich männlichen Wünschen Rechnung zu tragen, die oft entgegengesetzter Natur sind. Das findet man oft in subjektiver Darstellung eingekleidet und deckt uns das heimliche Ideal des Mannes, „seinen Frauentypus“ auf, der natürlich auch durch sachliche Gründe erklärt werden kann. Auch bei Timerding sieht man diese heimlichen Wünsche, sicherlich in gutem Glauben, in wohlgemeinte Ratschläge eingekleidet. So sagt er an einer Stelle: „Je ausschließlicher die Frau dem Hause erhalten bleibt, um so besser ist es, nur in den Fällen, wo sie aus irgendwelchen Gründen zu den Kosten des Lebensunterhaltes beisteuern muß, kann eine Berufsarbeit der Frau gerechtfertigt erscheinen.“ Hier also wird wiederum eine Forderung unter bestimmten Bedingungen an die Adresse der Frau gerichtet, während es doch klar ist, daß die Berufsarbeit an sich zum Wohlergehen des Menschen gehört. In der Folge spricht der Autor vom Reinmacheteufel, der die Ehe zur Hölle machen kann, und von der geistigen Öde beschäftigungsloser Frauen. Daß aber diese Typen eben von der Niederhaltung der Frau, ihrer geistigen Unfreiheit, die nur einem Irrtum entspringt, nämlich dem mangelnden Glauben an sich selbst, leben, scheint ihm entgangen zu sein. Und doch erleichtert vor allem der Kleinmut der Frauen bei Führung der eigenen Sache ihre staatliche und gesellschaftliche Übervorteilung, von der auch Timerding spricht, und tatsächlich sind bestehende Institutionen, wie z. B. die Rechtsminderung des unehelichen Kindes, als von Männerinteressen diktierte zu verstehen, deren Abänderung noch nicht in Aussicht steht — wenngleich das Publikum etwa in Theaterstücken sich die Darstellung dieses Unrechtes ansieht, ohne daß sich etwas daran weiter ändert. Der Verfasser weist nun gleichfalls auf diese wunde Stelle hin, gelangt aber doch wieder nur zu einer Oberflächenbehandlung, indem er von dem erhöhten Schutz des unehelichen Kindes sich grundlegende Änderungen verspricht. Das Weltübel des männlichen Privilegs ist vielzusehr im Allgemein-menschlichen verankert, als daß er durch den bestehenden Staat, der selbst ein Produkt der männlichen Psyche ist, beseitigt werden könnte. Der Verfasser verbreitet sich dann über die Ansicht von der Bestimmung der Frau, „im Manne aufzugehen“ — merkwürdigerweise zustimmend — wobei er aber die seelische Abhängigkeit der Frau vom Manne als kein Zeichen der weiblichen Inferiorität aufgefaßt haben will. Nun wäre es wirklich zu weit gegangen, wenn man Ansichten, wie sie der uralten Sehnsucht des Mannes entspringen, für ein Gebot der Realität halten sollte; schließlich hätten bei dieser „seelischen Abhängigkeit“ auch die Männer nichts zu lachen. Aber unbegreiflich ist doch das Beieinanderbestehen der einen Ansicht von der Notwendigkeit der Gleichberechtigung, Schulter an Schulter mit solchen, die zum Teil nach Weininger orientiert sind, über die universelle Sexualität der Frau und ihre Abhängigkeit vom Manne, wie z. B.: „Die echte Frau ist eben durch ihre Sexualität auch seelisch bestimmt; alles, was sie vollendet oder erstrebt, was ihre Träume erfüllt und ihr waches Erleben zu Lust oder Qual macht, ist ihre Geschlechtlichkeit.“ Es kann nicht anders sein, als daß dieser uralte Wunsch des Mannes nach Unterwerfung der Frau der Logik auch hier einen bösen Streich spielt. Diese durch Gesellschaft und Erziehung vermittelte Ansicht über die Hörigkeit der Frau wird dann auch weiterhin als unabänderliche Naturtatsache ausgeführt. So z. B. ihre Unfähigkeit zum Genie, für das sie nur als Helferin bestimmt sei, ihre fortwährende Fesselung an die Erotik, welcher angeblich alle ihre Leistungen entspringen usw. Kurz, der

Verfasser zeigt sich hier plötzlich beherrscht von den Irrtümern des Helden- und Geniekultus, dem die Frau nur als schmückendes Beiwerk für das Heldenleben erscheint. Das Genie wird gleich männlich gesetzt, um den eigenen Wert emporschnellen zu lassen. Mit dem ganzen Geschlechte steigt auch der Einzelne zur göttlichen Höhe empor. Dieser Geisteszustand ist aber durchaus nicht ungefährlich, wie die Entdeckungen Alfred Adlers über das Ziel des Neurotikers und die nervöse Eitelkeit beweisen. Es leiden Frauen wie auch Männer darunter. Was die Kunst betrifft, so scheint mir das Hervortreten der Frauen in der Lyrik, die von Timerding ausdrücklich hervorgehoben wird, nicht auf ein Fehlen des sachlichen Moments hinzuweisen, sondern liegt vielmehr darin begründet, daß die übrige Kunst in ihrer Entwicklung und ihren Traditionen fast ausschließlich die Beziehungen des Mannes zur Außenwelt zum Gegenstande hat.

Der Autor meint ferner, daß den alternden Mädchen ihr Anteil an den Freuden des Daseins verweigert wird. Das trifft ebenso auch auf die unterdrückten Volksschichten zu, liegt aber übrigens nicht an der weiblichen Natur, wie der Autor meint, sondern daran, daß Frauen im allgemeinen nur an ihre Schönheit glauben. Ein Anschauung, die natürlich im Alter zur Krisis gelangen muß.

Als letztes Kapitel wird die rein sexuelle Frage nach mehreren Seiten hin abgewandelt (Abstinenz und deren Wirkung, bürgerliche Anschauungen, freie Liebe, Klimakterium usw.). Hier wäre ein genaues Eingehen auf jede einzelne Frage nicht oportun. Ganz allgemein wäre vom individualpsychologischen Standpunkt aus zu sagen, daß das Sexuelle — psychologisch genommen — nur ein Symbol für den auch in allen sonstigen Lebensäußerungen zu findenden Kern der Persönlichkeit ist, der hier nur schärfer hervortritt und gleichsam zu einer Krise drängt. Immer kommt es darauf an, was ein Mensch, je nach seinem Mute und seinem Ziele aus dem sexuellen Substrat macht, und da die Erotik unserer Kultur die Eigenschaft angenommen hat, überall einzudringen und Verbindungen mit allen Elementen einzugehen, so kann man mit einem losgelösten Substrat der Erotik an sich nichts anfangen. Auf diesem Gebiete kann ebensogut alles behauptet wie negiert werden. Nur ein Punkt scheint doch bemerkenswert, welcher wieder die verderbliche Wirkung des männlichen Privilegiums zeigt. Der Verfasser nimmt die sexuelle Freiheit in erster Linie für den Mann in Anspruch und meint in den Fällen, wo sie von Frauen usurpiert werde, habe man es mit Ausnahmen zu tun, welche „seelische Verdorbenheit, Lüsternheit, Vergnügungssucht und Sensationsgier" beweisen. Wenn solches in ernsten Arbeiten wie in der vorliegenden zu finden ist, so dürfen wir uns über den allgemein verbreiteten Aberglauben keiner Täuschung hingeben. Die sexuelle Freiheit des Mannes ist nach der Anschauung der Individualpsychologie kein Beweis der besonderen männlichen Natur, sondern ein Teil des männlichen Privilegiums. Es ist eine andere Frage, ob sexuelle Freiheit ohne gegenseitige Liebe — und das wird auch vom Autor richtig erkannt — förderlich ist. Aber man kann doch nicht auf Grundlage eines arrogierten Machtprinzips Forderungen stellen und diese hinterher mit Naturtatsachen begründen wollen. Daß die Frau selbst daran glaubt und ihre Reaktion im Sinne der männlichen Forderung ausfällt, das spricht doch keineswegs für die Berechtigung der Forderung, sondern zeigt nur, daß die Frau von dem Gifte der männlichen Superioritätsanschauung tief durchsetzt ist. Wenn dann der Autor gegenseitige Achtung, Schonung, Fürsorge in den Geschlechtsbeziehungen verlangt, so muß man sagen: „Zu spät!" Diese gegenseitige Achtung hätte früher beginnen müssen, dort wo sie in der Kinderstube und der Erziehung vernachlässigt wird. Menschen, die bereits mit der Lüge der verschiedenen Wertigkeit der Geschlechter infiziert in das Pubertätsalter eintreten, sind sehr schwer, in vielen Fällen gewiß nur mit Hilfe der Individualpsychologie in die Bahn der gegenseitigen Achtung und Fürsorge zu bringen.

FRANZ M. TH. BÖHL: DIE STELLUNG DER FRAUEN IM ALTEN BABYLONIEN UND ISRAEL. (Bibliotheca sacra, Jänner, April 1920.)

Es ist Tatsache, daß immer noch von Gegnern der „Frauenemanzipation" auf das Buch der Bücher hingewiesen wird, dessen ewige Wahrheiten uns zeigen sollen, daß die Frau durch Gottes Wille zur Dienerin des Mannes geschaffen wurde usw. Wie sehr ist darum ein Aufsatz Prof. Böhls aus Groningen zu begrüßen, der sachlich, wissenschaftlich, textkritisch Belege aus Bibel und altbabylonischen Dokumenten gibt, aus denen man ein anderes Bild von der Stellung der Frau im Orient gewinnt, als rückschrittliche Tendenz es ausmalt.

Die Babylonier haben ihre Kultur von den Sumerien übernommen, dem ältesten bekannten Kulturvolk. Die Achtung, die bei den Sumerien der Frau zuteil ward, bezeugen Inschriften aus dem dritten Jahrtausend v. Chr. Weibliche Gottheiten werden verehrt und die Andacht vor ihnen muß wohl Ausdruck irdischer Verhältnisse gewesen sein. Gudea, Priester und Herrscher um 2600, weihte vor allem den Göttinnen die vielen neuen Tempel, die er errichten ließ, und zahlreiche Legenden aus dieser Zeit erzählen von wunderbaren Ehrungen, die Frauen niederen Standes zuteil wurden, Frauen waren Priesterinnen. Eines der ältesten Reliefs von Lagash stellt die Tochter König Ur-ninss dar, die im priesterlichen Gewand auch den Männern vorausschreitet. Um 2450 ließ König Dungi in Ur Gesetze niederschreiben, die die Stellung der verheirateten Frauen re-

gelten. Daten aus dieser Zeit weisen auf Monogamie hin, die ja immer für eine hohe Wertung der Frau zeugt. Urukagina, ein Vorläufer Hammurapis, verbot Scheidungen und setzte Strafen auf Ehebruch aus. Hammurapi, der die sumerische Kultur aufnahm, ähnlich wie Alexander die griechische, festigte noch um 2000 die soziale Position der Frauen. Nur Krankheit und Unfruchtbarkeit der Frau berechtigten den Mann, eine neue Ehe einzugehen; in diesem Fall war für die materielle Sicherung der Frau gesorgt. Frauen, die sich von ihrem Mann vernachlässigt fühlten, hatten das Recht, die Scheidung zu verlangen. Mit ihrer Mitgift konnte die Frau nach Belieben herrschen, sie konnte Geschäfte betreiben, genoß den gerichtlichen Schutz, durfte anklagen und verteidigen, und die Existenz eines weiblichen Notars ist aus dieser Epoche namentlich bezeugt. Prof. Böhl spricht weiter von der Wichtigkeit der Familie und der Hochschätzung der Frau im alten Israel. Er gibt eine Menge von Belegen, die auch die äußere und innere Freiheit der unverheirateten Frau erhärten. Die Frau war nicht kaufbar wie ein Stück toten Gutes, sie bekam ja auch ein Vermögen in die Ehe mit. Sie war auch nicht ganz ausgeschlossen vom Gottesdienst, wie es andere Hypothesen zu beweisen versuchen. Erst nach der babylonischen Gefangenschaft greift die starke Entwertung der Frau um sich, aus deren Bann sich die Frau des Orients erst allmälich befreien muß.

Soweit die dankenswerte Arbeit Prof. Böhls, die bei aller Gründlichkeit und Objektivität mit merklicher Liebe die Tatsache stützt, daß Minderwertigkeit der Frau nicht von der Natur geschaffene Gegebenheit, sondern historisch Gewordenes ist. So wichtig diese Erkenntnis für die soziale Gleichberechtigung der Frau ist, der Individualpsychologie ist sie ein Rüstzeug zu einem noch viel bedeutsameren Kampf; das ist der Krieg gegen das Minderwertigkeitsgefühl, das die Frau selbst hat.

Alle äußere Befreiung ist gut und notwendig, aber noch immer gilt es vor allem, die Frau innerlich zu befreien. Nur so kann aus der äußeren Aktion wirklich Fruchtbares werden. Es gibt eine große Zahl geistig reifer Frauen, die einen Horror haben vor allem, was wie Frauenemanzipation, soziale Arbeit, Fürsorge aussieht. So einseitig diese Abwehr auch sein mag, sie wird oft von einem richtigen Instinkt genährt. Ein großer Teil der im Beruf und im öffentlichen Leben wirkenden Frauen lebt in einer inneren Unwahrheit, deren Wesen ist, daß diese Frauen selbst weder an den Wert ihrer Arbeit glauben noch von ihr befriedigt sind, und daß ihr Beruf von ihnen selbst heimlich als Flucht vor tieferer Sehnsucht, eigentlicher Bestimmung empfunden wird. Was ist die Ursache dieses verborgenen Leidens? Daß die Frauen zutiefst noch immer überzeugt sind, daß sie im Grunde nur für den Mann geschaffen sind, daß sie mehr als alle offenen Gegner der Emanzipation davon durchdrungen sind, eine Frau habe kein wichtigeres Los, keine einzige andere sinnvolle Bestimmung, als dem Mann zu gefallen. Alles andere ist Betäubung, Flucht vor sich selbst, verzweifelte Lebenslüge. Und was entsteht aus diesem Gegensatz zwischen äußerem Gehaben und innerer Not? Was aus jeder Flucht und aus jedem verirrten Machtstreben entstehen muß: Haß. Diese Frauen hassen heimlich sich und die Welt, und wenn sie scheinbar tausend Beweise von Güte geben; einer naturhaft frohen, glücklich liebenden Frau begegnen, und Abgründe können sich auftun von Haß, Neid, Selbstqual. Das ist es, dieses zutiefst eben doch Lebensfeindliche, Naturentfremdete, was schärfer Zusehende ihr Gemeinschaft voll Mitleid und Schrecken meiden macht. Es wird immer Frauen geben, die aus Enttäuschung, Verzweiflung, suchendem Geltungswunsch zu ihrer Arbeit kommen. Vielleicht, freilich nur vielleicht, besser, als daß sie anders zugrunde gehen. Aber wahre Freudigkeit und vor allem wahre Hilfe muß aus anderen Quellen strömen, kann nie aus Verneinung und Flucht, kann immer nur aus Bejahung und Mut Kraft schöpfen. Die Individualpsychologie weist den Weg zu diesen ewig sprudelnden Quellen des Lebens. Frauen, begreift doch endlich einmal, daß Ihr wohl Frauen, zu allererst aber doch Menschen seid! Und daß dieses Menschsein Forderungen stellt, von denen keine noch so unglückliche Liebe enthebt, Forderungen, vor denen es keine Flucht gibt, möge welches Schicksal und welche Ereignisse immer über uns hereinbrechen. In dieser Verantwortlichkeit unterscheidet sich die Frau nicht im geringsten vom Manne, in dieser Verantwortlichkeit liegt Verpflichtung aber auch ewig ursprüngliches schöpferisches Leben. Es heißt, sich nicht so sehr auf die Frauenrechte als auf die Menschenpflichten zu besinnen. Verblendung wäre es, die schwierigen Aufgaben zu verkennen, die aus der Zweigeschlechtlichkeit erwachsen, lebensfremd die Unterschiede der Geschlechter verwischen oder ignorieren zu wollen. Je mehr Spannungen das Leben hat, um so vielversprechender die Möglichkeiten inneren Reichtums! Aber all diese oft so schmerzlichen Spannungen werden sich besser lösen lassen, wenn die eine Leitlinie gesichert ist: verantwortungsvolles, hilfsbereites Leben.

Wir wollen gar nicht einmal Schwierigkeiten ausschließen, aber wir wollen sie in weitem Maße einschließen! Es ist ein Mangel, Sexualität, spezifisch Männliches oder spezifisch Weibliches aus der Welt schaffen zu wollen, wie es ja doch in der Absicht vieler, sozial arbeitender Frauen liegt. Wir wollen nicht ärmer werden um die wunderbare Nähe, die die Frau zu allem elementaren Sein hat! Wir wollen keine Verdrängungen und keine Surrogate. Und wir wollen schon gar nicht ein starres Ethisches: Du sollst!

Nein, dem Sinn des Lebens nur gilt es freudig zu folgen, der jeden Menschen zur mutigen Mitarbeit an einer wahren menschlichen Gemeinschaft ruft; zu Aufgaben, in deren Dienst auch alle Kräfte des Gefühls zu wertvoller Entfaltung kommen können. Wenn die Frauen erfassen werden, daß dieser Ruf an jeden ergeht, daß das ganze Leben der Gefühle als Selbstzweck kultiviert, immer zum Untergang und nur in die eine Aufgabe eingeordnet, ersprießlich sein kann, wird es keine einsamen und keine scheinbar emanzipierten Frauen, sondern freie Menschen geben.

Else Freistadt (Wien).

CHRONIK

SEKTIONEN DES INTERNATIONALEN VEREINES FÜR INDIVIDUALPSYCHOLOGIE:

Zentrale: Wien, I., Dominikanerbastei Nr. 10/15. (Dr. Alfred Adler.)

Ortsgruppe München: Franz Josef-Straße Nr. 29. (Dr. Lene Credner.)

Ortsgruppe Berlin: Dahlem, Falkenried Nr. 12. (Dr. Fritz Künkel.)

Ortsgruppe Dresden: Buchholz-Friedewald. (Dr. Alice Rühle-Gerstel.)

Ortsgruppe Nürnberg: Maxplatz 48. (Dr. W. Fürnrohr.)

Ortsgruppe Den Haag: Frankenstraat 49. (J. Verploegh Chassé.)

Arbeitsgemeinschaft Frankfurt a. M.: Ketterhofweg 97. (Egon Weigl.)

Arbeitsgemeinschaft Heidelberg: Schröderstraße 12. (Karl Sulzer.)

Die Sektionen erteilen Auskunft in allen einschlägigen Fragen.

Zahlstellen für die Zeitschrift:

Für Deutschland: Postscheckkonto Nr. 47.007, Postscheckamt München. (Grete Querfeld, München, Widenmayerstraße 52.)

Für Österreich: Postsparkassenkonto Nr. 198.971.

Für das übrige Ausland: die Administration der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie". Wien, VI., Joanelligasse 6/9.

=

MITTEILUNGEN DER SEKTION WIEN:

Die Sitzungen der Sektion Wien des Internationalen Vereines für Individualpsychologie finden ab 9. November d. J. an jedem zweiten und vierten Montag im Monat um 8 Uhr abends im großen Hörsaale des histologischen Instituts der Universität, Wien, IX., Schwarzspanierstraße 17, Eingang beim Haupttore (Durchfahrtstor), im Hofe links, statt.

Die Beratungen der medizinischen Fachgruppe der Wiener Sektion (nur für Ärzte und eingeladene Mitglieder) finden ab 16. November d. J. im kleinen Hörsaale des physiologischen Instituts der Universität, Wien, IX., Schwarzspanierstraße Nr. 17 (Gebäude im Hof), an jedem ersten und dritten Montag im Monat statt.

Die Wiener Sektion des Internationalen Vereines für Individualpsychologie hat zwecks intensiverer Arbeit eine medizinische und eine geisteswissenschaftliche Fachgruppe gebildet. Zum Vorsitzenden der medizinischen Fachgruppe wurde Herr Dozent Dr. Allers, zum Schriftführer Herr Doktor Karl Nowotny, zum Vorsitzenden der geisteswissenschaftlichen Fachgruppe ist Herr Professor Dr. Oppenheim gewählt.

=

Der bisherige Schriftführer der Wiener Sektion, Herr Dr. Max Reis, begab sich zu theoretischer und praktischer Wirksamkeit nach Dortmund. Die durch seinen Abgang frei gewordenen Stellen werden folgendermaßen besetzt: Die Stelle im Verein „Die Bereitschaft" übernimmt Herr Dr. Leopold Stein, die Stelle im Volksheim Herr Doktor Alexander Neuer, zum Schriftführer der Wiener Sektion wird Herr Dr. Karl Nowotny bestellt.

=

Die Wiener Sektion des Internationalen Vereines für Individualpsychologie hat in ihrer Sitzung am 2. November 1925 beschlossen, einen Stellennachweis für Ärzte, Pädagogen, Fürsorger, Erzieher und ähnliche Berufe zu schaffen. Alle diesbezüglichen Anfragen und Angebote sind schriftlich zu richten an Dr. Karl Nowotny, Wien, III./2, Untere Weißgärberstraße 16/17.

=

Dr. Leopold Stein, Wien, VI., Mittelgasse 37 (Tel. 61-86), hat sich bereit erklärt, die Beratung, bezw. Behandlung sämtlicher von den Wiener Erziehungsberatungsstellen zugewiesener Sprach- und Stimmgestörter durchzuführen.

=

Frau Dr. med. et phil. Olga Oller hat im Laufe des Monats Oktober im Verein „Kinderfreunde", Wien, XX., Kluckygasse 16, zwei Vorträge über „Hygiene des Kindes" und „Erziehung" vom individualpsychologischen Standpunkt gehalten. Frau Dr. Oller leitet zwei Erziehungsberatungsstellen: VII., Zieglergasse 49 (Montag 7 bis 8), und XX., Kluckygasse 16 (Donnerstag 6 bis 8).

Mitgliederliste der Sektion Wien.

Entsprechend einem Beschlusse des zweiten Internationalen Kongresses für Individualpsychologie veröffentlichen wir hier ein M i t g l i e d e r v e r z e i c h n i s der medizinischen und geisteswissenschaftlichen Fachgruppen der Sektion Wien des Internationalen Vereines für Individualpsychologie:

Adler, Dr. Alfred, Arzt, I., Dominikanerbastei 10.
Allers, Doz. Dr. R., Arzt, XVIII., Dittesg. 32.
Albrecht, Dr. H.
Baecker, Dr. Rudolf, VII., Tulpengasse 6.
Bayer Hans, Lehrer, IX., Pramergasse 12.
Belai, Dr. A., Arzt, Baden b. W., Kindersan.
Bergholz Ludwig, XV., Geyschlägerg. 16/28.
Bichlmair, S. J. Pater G., I., Kirche am Hof.
Birnbaum F., Lehrer, IX., Lustkandlgasse 48.
Birnbaum Maria, IX., Lustkandlgasse 48.
Cammerloher K. M., Heiligenstädter Str. 27.
Deutsch-Kramer, Fr. Dr., Trauttmansdorffg. 34.
Dittel, Doz. Dr. L., I., Freyung 6, II. Hof.
Fischl Paul, II., Praterstraße 22.
Fischer, Dr. A., Arzt, XIX., Billrothstr. 18.
Frankl, Ing. R., III., Unt. Viaduktgasse 35.
Frankl Viktor, II., Czerningasse 6/25.
Freistadt, Dr. Else, II., Kleine Pfarrgasse 1.
Freschl Robert.
Freund, Dr. Edith, III., Adamsgasse 4.
Friedmann, Dr. Alice, VI., L. Wienzeile 36.
Friedmann, Dr. Amalie, II., Taborstraße 29.
Friedmann, Dr. Friederike, II., Taborstr. 29.
Friedmann, Dr. R., Arzt, VI., Hirschengasse 2.
Frisch Fritz, Beamter, III., Kegelgasse 41/18.
Furtmüller, Prof. Dr., IV., Belvederegasse 3.
Furtmüller, Dr. Aline, IV., Belvederegasse 3.
Herrnhäuser, Prof. Oskar, III., Löwengasse 5.
Hilferding, Dr. Marg., X., Favoritenstr. 67.
Holub, Dr. A., IV., Viktorgasse 13.
Holub, Frau A., IV., Viktorgasse 14.
Horowitz, Dr. Stefanie, VI., L. Wienzeile 36.
Jeitler Franz, Lehrer, XX., Treustr., Schule.
Jergitsch, Frl., VI., Kasernengasse 1.
Kanitz, Dr. O. F., Schl. Schönbrunn, Kinderfr.
Kaus Gina, III., Hyegasse 3.
Kramer, Prof. Dr. Josef, III., Ungargasse 71.
Krampflitschek H., II., Unt. Augartenstr. 36/8.
Kurzweil, Dr. Paul, Arzt, XVIII., Wallrißstr. 75.
Lazarsfeld, Dr. Paul, I., Seilergasse 16.
Lazarsfeld, Dr. Sofie, I., Seilergasse 16.
Lehrer Artur, X., Quellenstraße 79/27.
Leidler, Prof. Dr. Ernst, IX., Hahngasse 12.
Leitner Hans, II., Böcklinstraße 49.
Löwy Ida, IV., Paniglgasse 19.
Lukacs, Dr. Hugo, Arzt, IX., Spittelauerpl. 1.
Matfus, Dr. J., XVIII., Eckpergasse 43.
Minor, Prof. Dr. M., III., Ldstr. Hauptstr. 136.
Neuer, Dr. Alex., Arzt, IX., Günthergasse 3/7.
Nowotny, Dr. K., Unt. Weißgärberstr. 16/17.
Oller, Dr. O., XX., Klosterneuburger Str. 23.
Oppenheim, Prof. Dr. D. E., II., Kraftg. 3.
Pick, Dr. Rudolf, XIX., Grinzinger Allee 7.
Reis, Dr. Max, Arzt, III., Salmgasse 14.
Rimböck, Lehrerin, Schwechat b. Wien.
Russo, Dr. C., VIII., Langeg. (Siem. & Halske).
Seidler, Lehrerin, II., Czerninplatz, Schule.
Schalit Susanne, XIX., Billrothstraße 79.
Schlamm, Melka, II., Große Sperlgasse 6.
Schlesinger, Dr. Edm., Adv., I., Mahlerstr. 5.
Schmid, Dr. Alexander, IX., Eisengasse 13.
Schwarz Lotte, XVIII., Sternwartestraße 34.
Schwarz, Doz. Dr. O., VIII., Alserstraße 37.
Schrecker, Dr. Paul.
Sperber, Dr. H., I., Landesgerichtsstraße 20.
Sperber, II., Lilienbrunngasse 8.
Stein, Dr. Leopold, Arzt, VI., Mittelgasse 37.
Steiner Karl, XV., Wickhoffgasse 7.
Sterkanetz Josefine, VII., Mariahilfer Str. 110/9.
Weiß, Dir. Melly, VII., Burggasse 22.
Weißmann Emerich, II., Lassallestraße 4.
Wilheim, Dr. Ilka, Ärztin, XVII., Braung. 29.
Wexberg, Dr. Erwin, Arzt, XIX., Pyrkerg. 7.
Zilsel, Dr. Edgar, XVIII., Währinger Str. 91.
Zilahi, Dr. Ladislaus, Red., VI., Joanellig. 6.
Zilahi Agnes, VI., Joanelligasse 6.

=

ERZIEHUNGSBERATUNGSSTELLE IN LINZ.

Der Magistrat der Landeshauptstadt L i n z a. D. hat in dem von ihm geschaffenen städtischen Jugendamte mit 1. Oktober d. J. eine i n d i v i d u a l p s y c h o l o g i s c h e E r z i e h u n g s b e r a t u n g s s t e l l e für schwer erziehbare Kinder und Jugendliche ins Leben gerufen. An derselben sind ein Arzt und ein Lehrer als Erziehungsberater tätig.

=

ORTSGRUPPE BERLIN.

Geschäftsstelle: Dr. K ü n k e l, Berlin-Dahlem, Falkenried 12. (Fernruf Steglitz 2149.)

A. **Wöchentliche Vortragsabende:** Jeden Freitag im Saale des Sozialwissenschaftlichen Klubs, Wilhelmstraße 48. III. (Nähe Leipziger Straße.) Beginn 8 Uhr abends. Unkostenbeitrag 50 Pfg. Gäste willkommen.

14. August: Otto K a u s : Über den Begriff des Normalen.

21. August: Dr. L e b e n s t e i n : Über die neuere Konstitutions- und Vererbungslehre.

28. August: Dr. F. K ü n k e l : Der Verlauf und die Theorie der Heilung in den verschiedenen psychotherapeutischen Systemen.

11. September: Allgemeine Aussprache über die Ergebnisse des zweiten internationalen Kongresses für Individualpsychologie und kleine Mitteilungen aus Praxis und Literatur. (Dr. Valy A d l e r, Otto K a u s und andere.)

18. September: Dr. med. et phil. K r o n f e l d : Die weltanschauliche Bedeutung der Individualpsychologie.

25. September: Frl. K. G o y k e : Individualpsychologie und Massenpsychologie.

B. Der Schriftsteller Otto K a u s hielt im September-Oktober einen sechswöchigen Kurs für Fortgeschrittene und einen zweiten **Kurs zur Einführung in die Individualpsychologie** ab.

C. **Pädagogische Arbeitsgemeinschaft.** Leiter Dr. F. K ü n k e l. Besprechung prak-

tischer Fälle aus Erziehung und Fürsorge. Jeden Mittwoch abends von 8 bis 10 Uhr in der Realschule in der Florastraße (Steglitz). Kursbeitrag monatlich Mk. 6·—. Für Lehrer, Fürsorger und Studierende Mk. 3·—. Einzelabende Mk. 2·—, bezw. Mk. 1·—.

Jeder Interessent, auch ohne psychologische Vorbildung, kann Fälle zur Sprache bringen.

D. Über die **Erziehungsberatungsstunde** erteilt die Geschäftsstelle telephonisch Auskunft.

=

Im **Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht** (Berlin W. 35, Potsdamer Straße 120) werden im Monat Dezember l. J. über die theoretische und praktische Bedeutung der Individualpsychologie folgende Vorträge gehalten:

3. Dezember, 1/28 Uhr: „Die medizinische Bedeutung der Individualpsychologie." Praktischer Teil: Individualpsychologische Therapie;

Dr. phil. et med. Arthur Kronfeld, Berlin;

Dr. med. Fritz Künkel, Berlin.

10. Dezember, 1/28 Uhr: „Die pädagogische Bedeutung der Individualpsychologie." Praktischer Teil: Individualpsychologische Kleinkindererziehung.

Dr. Bruno Klopfer, Berlin;

Frau Ruth Künkel, Berlin.

17. Dezember, 1/28 Uhr: „Die fürsorgliche Bedeutung der Individualpsychologie." Praktischer Teil: Individualpsychologische Beiträge zur Psychologie der Ehe.

Amtsgerichtsrat Dr. Franke (am Jugendgericht Berlin);

Otto Kaus, Berlin.

Die Teilnehmergebühr für alle drei Abende beträgt Mk. 2·50.

Die Vorträge beginnen pünktlich und finden im großen Vortragssaal des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht statt. An die Vorträge wird sich eine Aussprache anschließen.

=

Gründung eines individualpsychologischen Erziehungsheimes in Berlin.

Trotz außerordentlicher Schwierigkeiten ist es den Bemühungen Fräulein Annemarie Richters gelungen, die nötigen Räume und zum größten Teil auch schon das nötige Geld für die Errichtung eines individualpsychologischen Erziehungsheimes in Berlin zu beschaffen. Das Heim liegt im Vorort Hermsdorf unmittelbar am Walde. Die Eröffnung ist für Anfang des Jahres 1926 zu erwarten. Die Berliner Ortsgruppe bittet alle Freunde der Individualpsychologie, dieses junge Unternehmen, das einem dringenden Bedürfnis abhelfen soll, zunächst aber noch mit wirtschaftlichen Nöten zu ringen hat, nach besten Kräften mit Rat und Tat zu unterstützen.

JAHRESBERICHT DER ARBEITSGEMEINSCHAFT FRANKFURT a. M.

Im November 1924 hat sich hier eine Arbeitsgemeinschaft für Individualpsychologie unter der Leitung von Herrn Egon Weigl und Herrn Dr. Bruno Klopfer gebildet. Die Sitzungen fanden jeden Samstag von 4 bis 6 Uhr im Vorlesungsraum der Arthur-Pfangst-Stiftung (Gärtnerweg 2) statt. Durch die Vermittlung von Herrn Dr. Angermann (einem Mitglied unserer Arbeitsgemeinschaft) wurde uns das Lokal in dankenswerter Weise von der Stiftung zur Verfügung gestellt. Die Teilnehmerzahl belief sich durchschnittlich auf 12 bis 15 Mitarbeiter, die sich aus einem Arzt, einem Juristen, einer größeren Anzahl von Erziehern (Sozialpädagogen, Fürsorgebeamten, Lehrerinnen und Kindergärtnerinnen), Studierenden sowie Privatleuten zusammensetzten. Bei jeder Zusammenkunft wurde von einem der Mitglieder ein einleitendes Referat gehalten, an welches sich dann eine allgemeine Diskussion anschloß. Die Themen waren folgende: 1. Problem der Distanz (Weigl). 2. Ein Fall aus der Gefährdetenfürsorge (Gustl Schmidt). 3. Wildente (Dr. Rotbart). 4. Corinna (Dr. Angermann). 5. Über den Begriff und die Rolle der Gemeinschaft (Dr. Klopfer). 6. Massenpsychologie (Dir. Verleger). 7. Betrachtungen an Hand des individuellen Fragebogens (Linken-Schmidt). 8. Über Bettnässer (Dir. Verleger). 9. Über Homosexualität (Doktor Schmidt, Gustl Schmidt, Dr. Klopfer, Doktor Rotbart). 10. Geschlechtspsychologie (Weigl). 11. Cäsarenwahnsinn (Lohmeyer). 12. Strafe in der Erziehung (Weigl). 13. Erzählungen für vorschulpflichtige Kinder (verfaßt von Trude Weigl-München, wurde vorgesehen). 14. Erotische Treue und erotisches Gedächtnis (Weigl). 15. Bedeutung von Kindheitserinnerungen und -erlebnissen (Weigl). 16. Kindliche Lüge und Verlogenheit (Weigl). 17. Wallenstein von R. Huch (Lohmeyer). — Außerdem durften wir im Laufe des vergangenen Jahres Frau Ruth Künkel (Berlin) zu einem Vortrag über Ehe und Beruf und Herrn Dr. Seif zu zwei Vorträgen (Familie und Erziehung, Schule und Gemeinschaft) hier in Frankfurt begrüßen. Trotz der durchaus positiven Arbeit, die von dem kleinen Kreise der Frankfurter während des Jahres geleistet wurde (abgesehen von Weigl, Schmidts, Klopfer und Verleger war keiner der Beteiligten mit den Gedankengängen der Individualpsychologie näher vertraut gewesen), stellte es sich als zweckmäßig heraus, am Beginne des Wintersemesters 1925 eine Umbildung vorzunehmen. Am 14. Oktober hat sich hier eine wissenschaftliche Arbeitsgruppe für Individualpsychologie organisiert (Vorsitzender Egon Weigl). Die Zeit der Zusammenkunft ist jeden Mittwoch 4 bis 3/46 Uhr in der Arthur-Pfangst-Stiftung. Die Gruppe besteht aus neun ständigen Mitarbeitern. Es wurde ein monatlicher Beitrag von Mk. 2·— bis Mk. 3·— vereinbart, der der Gruppe die

Möglichkeit geben soll, Mitglieder aus größeren Sektionen zum Vortrage nach Frankfurt kommen zu lassen. Der Kreis macht es sich zur Aufgabe, in den Problemenkreis der Individualpsychologie wissenschaftlich-kritisch einzudringen. Die endgültige persönliche Stellungnahme der einzelnen Mitglieder zur Individualpsychologie soll sich aus der Zusammenarbeit der Gruppe ergeben. Parallel zu dieser Arbeitsgemeinschaft sollen noch im Laufe des Jahres 1926 populäre Einführungskurse in die Individualpsychologie gehalten werden.

=

Unter Führung des Lehrers Karl Sulzer wurde im September l. J. in Heidelberg (Schröderstraße 12) eine Arbeitsgemeinschaft für Individualpsychologie gebildet.

=

In Hamburg ist die Gründung einer Arbeitsgemeinschaft für Individualpsychologie in Vorbereitung.

Am 27. November 1925 hielt in Hamburg Frau Dr. med. Eleonore Rieniets einen Vortrag zur Einführung in die Individualpsychologie Alfred Adlers. (Der Vortrag fand statt im Saale Hallerstraße 3, beim Schlump.)

Im November und Dezember ist ein vierstündiger Kurs für Ärzte, Pädagogen, Sozialarbeitende und interessierte Teilnehmer geplant. Es sind folgende Themen in Aussicht genommen:

1. Grundgedanken der Individualpsychologie. 4. Dezember, 8 Uhr abends.
2. Individualpsychologie und Erziehung. 9. Dezember, 8 Uhr abends (Mittwoch).
3. Individualpsychologie und soziale Fürsorge. 11. Dezember, 8 Uhr abends (Freitag).
4. Die individualpsychologische Auffassung der Neurose.

=

VIERTER JAHRGANG

Mit Jänner 1926 beginnt die „Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie" ihren vierten Jahrgang. Über die Bezugsbedingungen Näheres in den Mitteilungen der Administration.

=

Redaktionsschluß für die nächste Nummer der Zeitschrift (Nr. 1 des vierten Jahrganges) ist: 15. Jänner 1926.

MITTEILUNGEN DER ADMINISTRATION:

Die Bezugspreise für den **vierten Jahrgang** der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie":

Abonnementspreis für den ganzen Jahrgang (sechs Hefte **in wesentlich vergrößertem Umfange,** zumindest 24 Druckbogen im Jahre, Großoktavformat):

Für **Österreich:** Schilling 16·—.

Für **Deutschland:** Mk. 10·—.

Für **sämtliche übrigen europäischen Staaten:** Mark 10·— oder der Gegenwert.

Für die **überseeischen Staaten:** Dollar 3·—.

Die **Einzahlungen** können erfolgen:

in **Österreich** ausschließlich durch das **Postsparkassenamt;** unsere Postsparkassenkontonummer ist: 198.971;

in **Deutschland** ausschließlich auf unser **Postscheckkonto Nr. 47.007, Postscheckamt München** (Grete Querfeld, München, Widenmayerstraße 52).

Für unsere Abonnenten, die in **Österreich** oder **Deutschland** wohnen, legen wir diesem Hefte **Erlagscheine** bei.

Unsere Abnehmer im **übrigen Auslande** werden ersucht, die Beträge durch die Post, in **rekommandiertem Brief,** durch Postanweisung, Banküberweisung oder Scheck an die **Administration** (Wien, VI., Joanelligasse 6) einsenden zu wollen.

Erste, zweite und dritte Jahrgänge der Zeitschrift sind in wenigen Exemplaren von der **Administration (Wien, VI., Joanelligasse 6)** zu beziehen. Die **Preise** der einzelnen älteren Jahrgänge stellen sich dem Preise des laufenden Jahrganges (den oben angegebenen Beträgen) gleich.

Die **Sonderhefte** des **dritten** Jahrganges sind auch einzeln beziehbar. Einzelpreis: Mk. 3·— oder Schilling 5·— und für überseeische Staaten Dollar 1·— das Heft.

Inhalt des III. Jahrganges

der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie".

I. Artikel.

II. Berichte.

III. Mitteilungen aus Erziehungsberatungsstellen.

IV. Referate.

V. Chronik.

Herausgeber und Eigentümer: Dr. Alfred Adler, Wien, I., Dominikanerbastei 10. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Ladislaus Zilahi, Wien, VI., Joanelligasse 6. — Druck: „Elbemühl", Wien, IX., Berggasse 31.

Literatur der Individualpsychologie:

DR. ALFRED ADLER:

Praxis und Theorie der Individualpsychologie. Verlag Bergmann, München, II. Auflage, 1923.

Praxis and Theory of Individualpsychology. Edition Paul Kegan, London 1923.

Über den nervösen Charakter. Verlag Bergmann, München, III. Auflage, 1922.

Das Problem der Homosexualität. Verlag Ernst Reinhardt, München 1918. (Vergr.).

Die andere Seite. Eine massenpsychologische Studie über die Schuld des Volkes. Verlag Heidrich, Wien 1919.

Studie über Minderwertigkeit von Organen. Verlag Urban und Schwarzenberg, Berlin-Wien 1907. (Vergriffen.)

ADLER, FURTMÜLLER und WEXBERG:

Heilen und Bilden. Medizinisch-pädagogische Arbeiten aus dem Gebiete der Individualpsychologie. Verlag Bergmann, München, II. Auflage, 1922.

DR. CARL FURTMÜLLER: **Ethik und Psychoanalyse.** Verlag Ernst Reinhardt, München.

OTTO KAUS: **Der Fall Gogol.** Ernst Reinhardt, München 1912.

PROF. F. ASNAOUROW: **Sadismus und Masochismus in der Weltgeschichte.** Verlag Ernst Reinhardt, München.

HEDWIG SCHULHOF:

Individualpsychologie und Frauenfrage. Verlag Ernst Reinhardt, München.

Henrik Ibsen. Der Mensch und sein Werk im Lichte der Individualpsychologie. Verlag Erich Spiethoff, Reichenberg 1923. Preis 20 tschechische Kronen.

DR. CHRISTO DUTSCHEWITCH:

Nervosnija Tsch›wek (Der nervöse Mensch). Erziehung und Behandlung nach der Individualpsychologie Dr. Alfred Adlers. Herausgegeben von Dr. Christo Dutschewitsch. Sofia, Niška ul. 1.

PROF. H. MUTSCHMANN (DORPAT):

Der andere Milton. Kurt Schöder, Bonn und Leipzig 1920.

Milton und das Licht. Max Niemeyer, Halle a. d. Saale 1920.

DR. ALICE RÜHLE-GERSTEL:

Freud und Adler. Elementare Einführung in die Psychoanalyse und Individualpsychologie. Verlag Am anderen Ufer, Dresden (Buchholz-Friedewald) 1924.

AMTSRICHTER DR. OTTO NAEGELE:

Richter und Jugendlicher. Zu beziehen bei dem Verfasser, München, Kaulbachstraße 61/a, II. Preis 90 Pfennig und Porto.

Der Erziehungsgedanke im Jugendrecht. Beiträge zur kriminalpädagogischen Reform. Verlag Ernst Oldenburg, Leipzig 1925.

FRAGEBOGEN zum Verständnis u. zur Behandlung schwer erziehbarer Kinder. Verfaßt und erläutert vom „Internationalen Verein für Individualpsychologie". Wien 1924.

DR. ERNST KAHANA:

A freudizmus után. Bevezetés Adler Alfr›d individualpszichologiájába. (Jenseits des Freudismus. Einleitung [ungarisch] in die Individualpsychologie Dr. Alfred Adlers.) 1924. Buchhandlung und Verlag Wilhelm Grünfeld & Co. Brasov, Str. Portilor 64—66. Rumänien. Preis 40 Lei.

OTTO RÜHLE:

Die Seele des proletarischen Kindes. Verlag Am anderen Ufer, Dresden (Buchholz-Friedewald) 1925.

DR. OTTO FELIX KANITZ:

Das proletarische Kind in der bürgerlichen Gesellschaft. Urania-Verlag, Jena 1925.

DOZENT DR. OSWALD SCHWARZ:

Psychogenese und Psychotherapie körperlicher Symptome. Verlag Julius Springer, Wien 1925.

DR. FRITZ und RUTH KÜNKEL:

Mensch und Gemeinschaft. Kleine Schriften zur Individualpsychologie. Verlag Berlin-Dahlem, Falkenried 12.

DR. ERWIN WEXBERG:

Ausdrucksformen des Seelenlebens. Verlag Niels Campmann, Celle i. Hannover. Preis brosch. Mk. 3·30, geb. Mk. 4·50.

Zur Psychopathologie der Weltanschauung. Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie". Verlag Julius Springer, Berlin 1925.

Alfred Adlers Individualpsychologie und ihre Bedeutung für die Kinderforschung. Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Kinderforschung". Verlag Julius Springer, Berlin 1925.

Sämtliche hier angeführten Werke sind durch die Administration der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" (Wien, VI., Joanelligasse Nr. 6) zu beziehen.